

Russkaja Post

Ercheint jeden Sonntag.

041367 20
034001003

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.; hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prosp. № 12, Haus Widwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; von Bezugsgeldern außerdem: bei Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande; in Wladikawkas: bei Frau Seidel, Apothekewarenhandlung; in Nikolajewa bei Chassaw-Zurt: bei Sebr. Löws, Buchhandlung; in Chassaw-Zurt: bei T. Polzke; Anapa: S. Buch; in Kiga: Buchhandlung C. Bruhns.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches, mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort anässig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegen genommen im Zentralannuncenbureau des Handelshauses L. & C. West & Co. in Moskau, Masnitaja, Haus Sitow, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morstaja 11., Warschau, Stralauer Vorstadt 53., Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Kasanenstraße 72/73.

Nr. 47

Sonntag, den 11. (24.) Mai 1908.

2. Jahrgang.

Inhalt: 1) Das Genossenschaftswesen; 2) Politische Rundschau (In- und Ausland); 3) Nachrichten aus dem Kaukasus; 4) Aus den Kolonien; 5) Zur Fürstenhuldigung in Schönbrunn; 6) Kaiser Franz Josef I.; 7) Landwirtschaft und Gartenbau; 8) Literatur und Kunst („Baro“, 4. Forts.); 9) Brief vom Sangeorg; 10) Brief von Jakob; 11) Aus aller Welt; 12) Vermischtes; 13) Stimmen aus Publikum; 14) Kirchl. Nachrichten; 15) Briefkasten der Redaktion; 16) Witterungs-Uebersicht.

1908

Deutscher Verein in Tiflis.

Sonnabend, d. 10. Mai:

Generalversammlung.

Anfang 9 Uhr abends.

Sonnabend, d. 17. Mai:

Theater- u. Musik-Abend.

Sonntag, d. 25. Mai:

Grosses Maifest.

Der Vorstand.

Neurasthenie.

Unter den modernen Hilfsmitteln, die der Arzt gern in seiner Praxis vorordnet, steht das

Nerventonikum Muiracithin

mit an erster Stelle. Die Erkrankung der Nerven bildet zurzeit den Mittelpunkt der ärztlichen Forschungen; speziell die vorzeitige Nervenschwäche oder Neurasthenie bei Herren, die überdies eine nicht zu unterschätzende Gefahr bedeutet. Die vorzeitige Nervenschwäche tritt auf infolge von Ueberanstrengungen, Ueberarbeitung, Ausschweifungen usw. und zieht hierbei den ganzen Körper in Mitleidenschaft; deshalb sind auch die kleinen Uebel wie Appetitlosigkeit, Gedächtnisschwäche, Zittern, Angstgefühl, Erregungszustände usw. sehr häufig ständige Begleiter der vorzeitigen Nervenschwäche. Niemand sollte daher versäumen, sich in solchen Fällen rechtzeitig in die Behandlung des Arztes zu begeben, der, wie bereits erwähnt, in dem Muiracithin ein ganz hervorragendes Unterstützungsmittel besitzt. Man lese die ärztlichen Gutachten, die Interessenten in einer Broschüre gratis und franko zugesandt werden. Muiracithin ist in allen grösseren Apotheken erhältlich.

62809 12-6

Kontor chemischer Präparate, St.-Petersburg, Newsky Pr. 28, Hans Singer.

Das Genossenschaftswesen.

Die Heimat der Genossenschaften ist England. Hier entstanden zunächst die Konsumgenossenschaften. Veranlaßt wurde ihre Gründung durch das Verlangen der sog. „kleinen Leute“, Einkäufe im Großen zu machen, um dadurch die nötigen Waren billiger zu erwerben. Der nicht unbedeutende Nutzen, welchen die Zwischenhändler genießen, sollte den Mitgliedern der Konsumgenossenschaften selbst zugute kommen. Denn indem sie durch Vereinigung ihrer Kapitalien in den Stand gesetzt wurden, alles zum Lebensunterhalt Erforderliche aus erster Hand zu kaufen, zahlten sie dafür einfach die Engrospreise, d. h. gerade nur so viel, als die Produzenten (Verfertiger,

Erzeuger) beanspruchten. Die Rolle der Wiederverkäufer übernahmen mithin die Genossenschaften; aller Gewinn wurde unter ihren Mitglieder verteilt. War bis dahin nur der Kapitalist in stande gewesen, Großeinkäufe zu machen, so trat jetzt die Konsumgenossenschaft an seine Seite: das Kapital der Masse ersetzte das Einzelkapital oder, besser gesagt, wurde zum Einzelkapital. — Aber immer noch bestimmte die Preise der Produzent, nicht die Genossenschaft. Wenn diese nun auch vom Produzenten unabhängig werden wollte, mußte sie selbst produzieren d. h. die Waren, deren sie bedurfte, selbst schaffen. Dieses Verlangen führte zur Erweiterung der Konsumgenossenschaften in Produktivgenossenschaften. — Dazu brauchte man jedoch



mehr Geld und so gelangte man zu den Spar- und schließlich zu den Kreditgenossenschaften. — Je nach den verschiedenen Bevölkerungsklassen, Berufsgruppen und wirtschaftlichen Gebieten nahmen diese 3 Grundarten von Genossenschaften auch verschiedene Formen an. Diese im einzelnen aufzuführen, ginge über den Rahmen der vorstehenden Betrachtung hinaus. Es genügt, wenn wir in Ergänzung obiger Darlegung bemerken, daß die Entwicklung des Genossenschaftswesens auch heute noch nicht beendet ist. — Nach mehreren vergeblichen Versuchen ist im Jahre 1896 ein internationaler Genossenschaftsverband begründet worden, der, wie die „Rig. Rundschau“ angibt, als seine Zwecke bezeichnet: 1) Die Genossenschaften aller Länder mit einander bekannt zu machen. 2) Mit Rücksicht auf die Verbesserung der arbeitenden Klassen die wahren Grundsätze und besten Methoden aller ohne Staatshilfe organisierten Genossenschaften zu erforschen und sie bei den Genossenschaften, bei den verschiedenen Völkern und der öffentlichen Meinung der ganzen Welt zu verbreiten. 3) Da die Teilnahme der Arbeiter und Angestellten am Gewinn zu den Eigentümlichkeiten jeder Genossenschaft gehört, ist es die Aufgabe des Verbandes, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Eintritt des Augenblicks zu beschleunigen, in dem alle Gesellschaften, die den Namen Genossenschaften tragen, die Gewinnbeteiligung auf das genannte Personal ohne Ausnahme ausgedehnt und die Verpflichtung zur Gewinnbeteiligung in ihren Statuten vorgesehen haben. 4) Im allgemeinen Interesse Handelsbeziehungen unter den Genossenschaften der verschiedenen Länder anzuknüpfen.

Die Teuerung hat den Mittelstand der ganzen Welt in eine fast aussichtslose wirtschaftliche Lage gedrängt, denn die Lohnerhöhungen haben eine enorme Preissteigerung herbeigeführt, im Verhältnis zu welcher jene gering erscheinen. Aus dieser Situation heraus zu kommen, bleibt nur das Mittel der Kooperation, d. h. der Vereinigung zu Genossenschaften.

Auch bei uns, in Rußland, hat man sich von dieser Notwendigkeit längst überzeugt. Zum 1. Jan. 1906 bestanden hier nämlich bereits 1171 Konsumvereine mit einer Mitgliederzahl von 350 000 Personen. Als dann die Warenpreise anfangen, außerordentlich in die Höhe zu gehen, wurden noch so viele neue Konsumgenossenschaften gegründet, daß man deren zum 1. Januar 1908 bereits 1500 zählte. Die Zahl der Produktivgenossenschaften dürfte gleichfalls keine unbedeutende sein; gibt es doch 1906 in Sibirien allein schon 178 genossenschaftliche Meiereien. Die Zahl der Spar- und Vorschußgenossenschaften betrug zum 1. Januar 1907: 1073 mit 450 000 Teilnehmern; die Zahl der Kreditgenossenschaften: 1224 mit 500 000 Mitgliedern; die Zahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften: also 1056. — Während die Verbrauchsvereinigungen in Rußland sich gut bewähren, kann von den Produktivgenossenschaften nicht dasselbe gesagt werden. Diese erfordern eben, wie die „Petersburger Zeitung“ bemerkt, einen weit höheren Grad von Kultur und gesellschaftlicher Disziplin bei den Mitgliedern und auch bedeutendere Mittel, als bei uns zu finden sind. Letzterer Umstand fällt umsomehr in die Waagschale, als kleine Produktivgenossenschaften, wie die Erfahrung, namentlich in anderen Ländern, lehrt, gegen die modernen Großbetriebe, die über Rieskapitalien verfügen und eine ausgesprochene Neigung zur Angliederung zeigen, nicht auskommen können. — Bezüglich der landwirtschaftlichen

Kooperation (bei uns noch verhältnismäßig schwach entwickelt) ist, trotz der oben angegebenen scheinbar hohen Zahl, bemerkenswert das gen. Blatt, daß sie auch für Rußland von ganz hervorragender Wichtigkeit sei, wenn man bedenkt, daß namentlich durch sie die Landwirtschaft in den westeuropäischen Staaten auf eine ungeahnte Höhe gebracht worden ist. Allerdings beständen zurzeit z. B. in Deutschland nicht bloß 1500, sondern 20 000 landwirtschaftliche Genossenschaften, zu denen beinahe die Hälfte aller deutschen Landwirte gehört. Bei der in Rußland soeben stattfindenden Zerstückung des Großgrundbesitzes sei die landwirtschaftliche Kooperation auch das einzige Mittel zur Hebung der landwirtschaftlichen Technik. Ohne Hebung dieser nügen aber alle wohlgemeinten Agrarmaßnahmen nicht nur nichts, sondern sie können bis zu einem gewissen Grade als direkt schädlich bezeichnet werden. Der Erweiterung der Landnutzung hat unbedingt die Verbesserung der landwirtschaftlichen Technik vorauszugehen. Es wäre daher wünschenswert, daß die Massen der Bauernbevölkerung in diesem Sinne beeinflusst würden, denn die vorhandenen landwirtschaftlichen Genossenschaften sind nur ein Tropfen im Meer, sie können keinen wesentlichen Einfluß auf die Hebung der landwirtschaftlichen Technik ausüben. — Der vorzeitig abgeschlossene Moskauer Kongress hatte in erster Linie den Zweck, den Zusammenschluß der Kooperationen zu beraten, doch ist diese wichtige Frage nicht angeschnitten worden. Daß es hierzu kommen würde, war voranzusehen, denn gerade die aufstrebenden Elemente können nie an der Stange bleiben, sondern sie verzetteln ihre Kraft an abseits liegende Dinge; ohne die „allgemeine Horizont“ scheint es nun einmal bei uns nicht abgehen zu können; das Bedürfnis, sich mit der Menschheit tieferen Fragen abzugeben, hat dazu geführt, daß die dem Kongress zur Beratung vorgelegten reinwirtschaftlichen Dinge zu kurz gekommen sind. Auf dem Kongress hatten das Recht vertreten zu sein $4\frac{1}{2}$ —5 tausend Genossenschaften, mit einer Gesamtzahl der Mitglieder von 1 300 000. Erschienen waren gegen 800 Personen, darunter auch etliche Vertreter von Genossenschaften aus dem Kaukasus.

Im Kaukasus befindet sich das Genossenschaftswesen erst ganz im Anfang seiner Entwicklung. Selbst in unseren deutschen Kolonien scheint das Verständnis für die Bedeutung der Kooperation erst eben zu dämmern. Einige wenige unter ihnen haben freilich schon Konsumvereine, aber das Interesse für sie wächst nur sehr allmählich. Nach ihren Statuten sollen diese Genossenschaften nicht nur Verbrauchs-, sondern auch Produktivgenossenschaften sein, sind es leider noch nicht; doch was nicht ist, kann werden. Kreditgenossenschaften findet man in unseren Kolonien noch so gut wie gar nicht. Nur Katharinenfeld macht in dieser Hinsicht eine rühmliche Ausnahme, wie denn hier neuerdings auch der Versuch gemacht worden ist, eine Produktivgenossenschaft: die Kellereigenossenschaft—ins Leben zu rufen. Wie ablehnend sich jedoch auch in R. die Mehrzahl der Kolonisten hierzu verhält, ist den Lesern der „Kauf. Post“ aus verschiedenen Korrespondenzen, die uns seinerzeit zugehen, wohl bekannt. Unlängst nun hat der Inspektor für Kleinkredit, Herr Gerassimow, im „Tifl. List.“ eine kleine Studie veröffentlicht, welche dem Genossenschaftswesen in Transkaukasien gewidmet ist und manche interessante Angaben und Hinweise enthält. Er ist vor allem der Ansicht, daß bei dem niedrigen Kulturniveau der hiesigen ländlichen Bevölkerung an



die Gründung von Spar- und Leihkassen, wie sie z. B. in Polen und in den Dnieproprowinzen in bedeutender Zahl existieren, vorderhand gar nicht zu denken ist, ganz abgesehen davon, daß die Bauern hier von Ersparnissen nicht einmal zu träumen wagen, so elend sei ihre ökonomische Lage. Auch Konsumvereine findet er noch nicht zeitgemäß. Viele derartige Genossenschaften hätten freilich bestanden, seien aber alle über kurz oder lang wieder eingegangen, hauptsächlich weil es, neben Unkenntnis der Sache und lazym Verhalten zum neuen Unternehmen, an ehrlichen Leuten gemangelt habe. An Produktivgenossenschaften sei erst recht nicht zu denken; könnten solche sich doch nicht einmal im Auslande rein erhalten, indem die meisten von ihnen sehr bald in Aktiengesellschaften übergingen. Für unsere bäuerlichen Verhältnisse taugt gegenwärtig, weil bequem und rationell einzurichten, nur eine Form der Kooperation—die Klein-Kreditgenossenschaft. Diese ins Leben zu rufen, sei um so einfacher, als die Staatskasse jedem derartigen Unternehmen sofort mit einer Unterstützung unter die Arme greife (bis 3000 Rbl. als Grundkapital), die dabei nur mit 6% jährlich verzinst zu werden brauche. Die Genossen haben also anfänglich nicht mehr als 500—600 Rbl. einzuzahlen, eine Summe, die so geringfügig ist, daß sie sich bei einigem guten Willen selbst in dem erbärmlichsten Dorf aufbringen lassen dürfte. Am 14. Sept. 1905 erschienen die vom Finanzminister bestätigten allgemeinen Satzungen der Kreditgenossenschaften („образованія и уставъ кредитнаго товарищества“). Am 17. Januar 1906 wurde die Verordnung über den Eröffnungsmodus der Institutionen für Kleinkredit („Наказъ о порядкѣ открытія учрежденій малъкаго кредита“) durch das Komitee für Kleinkreditangelegenheiten bestätigt. Die allg. Satzungen und die soeben erwähnte Instruktion—muß nun jeder kennen, der daran geht, eine solche Kreditgenossenschaft auf dem Lande zu gründen. Danach haben die Genossen das Recht, einzeln Anleihen bis zu 300 R. „zwecks Erhaltung oder Bervollkommnung ihrer Wirtschaft, sowie zur Beschaffung von Wirtschaftsinventar“ bei der Kasse der Genossenschaft zu machen. Nur im Falle, wenn Getreide zum Pfande gegeben wird, darf der Kredit des Einzelnen bis zu 1000 R. erhöht werden. Die Genossenschaften dürfen Immobilien erwerben, aber nur zur Unterbringung ihrer Verwaltungen oder zu Lagerräumen. Die Genossenschaften zahlen keine Gewerbe- und auch keine Stempelsteuer (befreit durch Allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten vom 7. Juni 1904). Nicht weniger als 20 Mitglieder bilden eine Genossenschaft. Es können zu ihr sowohl männliche, als auch weibliche Personen gehören, sofern sie in wirtschaftlicher Hinsicht selbständig sind. Wer schon in einer solchen Genossenschaft Mitglied ist, darf es nicht auch noch in anderen, eben solchen Institutionen sein. Die Haftpflicht der Mitglieder kann sich auf ihr gesamtes Vermögen erstrecken oder auch nur eine beschränkte sein. Das Grundkapital der Genossenschaft darf in keinem Fall weniger als 1000 Rbl. betragen. Dieses wird aus dem obenerwähnten Vorschuß der Staatskasse und aus den Einzahlungen der Mitglieder gebildet. Die Genossenschaften haben das Recht, um ihr Betriebskapital zu vergrößern, Anleihen zu machen (auch bei der Reichsbank für kurze Zeit; siehe weiter unten). Die Mitglieder genießen entsprechend ihrer Vermögenslage und ihren persönlichen Eigenschaften je nachdem einen größeren oder kleineren Kredit und gibt dieser entweder als kurzterminierter (nicht länger als ein Jahr) oder langfristiger (bis

5 Jahre), wobei erforderlichenfalls Sicherheit (поручительство) gestellt werden muß. Man unterscheidet drei Arten von Genossenschaft solacnde Organe: der Vorstand (управленіе), den Verwaltungsrat (совѣтъ) und die allgemeine Mitgliederversammlung (общее собраніе товарищества). Diese allgemeinen Satzungen können natürlich von jeder sich neubegründenden Genossenschaft, gemäß ihren besonderen Zwecken, un geändert oder ergänzt werden. Um zu beweisen, wie entwicklungs fähig das Genossenschaftswesen auf dem Gebiete des Kleinkredits auch bei uns in Transkaukasien ist, beruft sich Herr Gerassimow auf die Tätigkeit eines Vertreters des Armenischen Wohltätigkeitsvereins, Ortsgruppe Baku, Martanow. Im Laufe eines Monats habe er 4 Kleinkreditgenossenschaften ins Leben zu rufen verstanden: im Dorfe Karawanfarai, im Kasach'schen Kreise des Gow. Elisabethpol (117 Mitglieder, Einzahlungen 3200 Rbl.); im Dorfe Matrak, im Kreise Schemacha des Gow. Baku (20 Mitglieder, 1000 Rbl. Einzahlungen); in Kirk, Kreis Geoktschai desselben Gouvernements, und in Tschikend, Gow. Elisabethpol. In Karawanfarai suchten die Genossen bei der Reichsbank um 3000 Rbl. für das Grundkapital und 9000 Rbl. als kurzfristigen Kredit nach; in Matrak—um 2000 Rbl. bzw. 6000 Rbl. usw. Es seien ja auch bei uns alle Voraussetzungen für ein glückliches Gedeihen der Kleinkreditgenossenschaften gegeben: der Bauer, welcher unerschwinglichen Zins beanspruche, die ungeheure Armut der örtlichen Landbevölkerung, die finanzielle Hilfsbereitschaft der Staatskasse und die verschiedenen Veranlassungen, unter denen die Operationen der Genossenschaften ausgeführt werden können. Es käme zurzeit nur darauf an, daß sich Leute fänden, die so viel Verständnis für d. s. Gemeinwohl besitzen, um mit Hand anlegen zu wollen an das so überaus wichtige Werk der Verbreitung des Kleinkredits und die sich namentlich auch bereit finden ließen, den Landbewohnern den Nutzen derartiger Kooperationen klar zu machen und die Gründung derselben zu vermitteln. Dieses sei, nach Ansicht Herrn Gerassimows, Sache der ländlichen Intelligenz, insbesondere der Volksschullehrer. Sie hätten die sittliche Pflicht, die Idee der wirtschaftlichen Vereinigung und wirtschaftlichen Selbstbetätigung der von ihrer Hände Arbeit lebenden Elemente der Landbevölkerung nach—Möglichkeit zu verbreiten und dem Verständnis der Massen zugänglich zu machen. Wer nähere Auskünfte wünsche, wolle sich nur an die Redaktionen der örtlichen Zeitungen, namentlich die des „Zisl. List.“, wenden.—Wen uns aus möchten wir noch hinzufügen, daß auch die Redaktion der „Kaukasischen Post“ gern bereit ist, den deutschen Kolonien in der oben angegebenen Richtung behilflich zu sein.

Politische Mundschau.

Inland.

Zur äußeren Lage. An der russisch-türkischen Grenze ist alles in bester Ordnung! So weiß die „Pet. Tel. Agentur“ aus Militärkreisen, wie sie angibt, und zwar aus sehr zuverlässiger Quelle zu berichten. Von irgend welchen Vorbereitungen zum Kriege mit Russland, welcher, wie es hieß, unausbleiblich wäre, sei hier nichts wahrzunehmen. Im Gegenteil, die an Russland grenzenden Gegenden hätten infolge der Vorgänge an türkisch-persische Grenze und in War noch eine ganze P

dorthin abgeben müssen. Aber auch an der türkisch-persischen Grenze befanden sich zurzeit nur 2 türkische Divisionen, im ganzen 35 Bataillone regulärer Truppen und eine Batterie unter dem Kommando der Generale Passi-Pascha und Mahmud-Pascha. Die Avantgarde befindet sich in Tergawer. Während der letzten Monate seien Reserven nur soviel eingezogen worden, als zum Ersatz der oben genannten regulären Truppen in deren Standquartieren erforderlich seien, im ganzen nicht mehr als 24 Bataillone. — Ungeachtet dessen haben einige russische Blätter fort, den Kriegsteufel an die Wand zu malen, wobei ihnen die Ereignisse an der russisch-persischen Grenze sehr zustatten kommen, welche sie als türkische Machenschaften bezeichnen.

Der Infanterie von Spanien ist in Zarstkoje Sselo eingetroffen.

Ein Denkmal zu Ehren der russischen Krieger, welche bei der Verteidigung der Festung Port Arthur gefallen sind, ist von den Japanern in Port Arthur errichtet worden. Die Denkmalsenthüllung ist am 29. April erfolgt. Von den japanischen Autoritäten waren zu dieser Feier Einladungen an die Chefs unserer im fernem Osten stationierten Truppenteile ergangen.

Zur innern Lage. Der Präsident der Reichsduma Chomjakow ist am 27. April in Zarstkoje Sselo Allerhöchst empfangen worden. Die Audienz dauerte 1 $\frac{1}{2}$ Stunden. Der Empfang soll ein außerordentlich gnädiger gewesen sein. Die Stellung der Duma ist nach Ansicht Chomjakows gefestigter denn je.

Die Duma hat alle Hände voll mit der Durchberatung des Budgets zu tun. Die Etats des Ministeriums des Innern und des Justiz-Ministeriums wurden erledigt. Zu ersterem hatte die Budgetkommission eine Formel eingebracht, die folgende Wünsche enthielt: 1. Abschaffung oder wenigstens Reduktion des Bestandes des Konseils des Ministeriums. 2. Abschaffung des statistischen Konseils, Reorganisation des statistischen Zentralkomitees. 3. Reform des Zensurwesens und Festsetzung genauer Regeln für die Herausgabe der dafür bestimmten Summen. 4. Reorganisation der Viehsteuer nach dem Muster anderer Steuern. 5. Aufhebung des Privilegiums der Rechtsschüler auf Bezug eines Gehaltes ohne Amt. 6. Regelung der Adelsverfassung in den 9 Westgouvernements. 7. Neuregelung der Bezüge abkommandierter Beamter. Diese Formel wurde angenommen. Stürmischen Beifall auf der Linken, im Zentrum und bei den gemäßigten Rechten—ein ganz seltener Fall—erntete die Rede des Abgeordneten Maklakow, die wir deshalb nachstehend, dem Reserat der „Odess. Hg.“ folgend, in Kürze wiedergeben. Er sagte u. a.: „Die alte Ordnung war ein System des Krieges, nicht der Verwaltung, ein Kampf der Macht gegen die Gesellschaft. Wenn man kämpft, wenn eine Eroberung des Landes vorgenommen werden soll, dann herrscht in ihm nicht das Gesetz, sondern ein besonderes Recht, — das Recht des Starken. Und aus dieser Quelle heraus und eben deshalb hat sich die verderbenbringende Lösung gebildet, daß man den Grundsätzen der Gerechtigkeit, des Rechts und Gesetzes die staatliche Notwendigkeit entgegensetzen könne. Und nun, nach dem 17. Oktober, hat sich alles verändert, als die Ideen, die früher verfolgt wurden, als die neuen Grundpfeiler unserer Politik erklärt wurden. Die Gesetzmäßigkeit, die nur soweit anerkannt wurde, als sie der Regierungsgewalt half und sie nicht behinderte, wurde

für ein notwendiges Prinzip der Staatsverwaltung erklärt. Damals trat das ein, was eintreten mußte: einige der Administratoren, die Grundsätze huldigten, auf die man nunmehr verzichten mußte, legten die Waffen nieder und machten neuen Menschen, neuen Ideen Platz. Andere benützten die Gewalt, die in ihren Händen verblieb, um mit derselben einen Kampf gegen die neuen Grundsätze zu eröffnen. Es verging viel Zeit. Wir durchlebten den revolutionären Sturm, durchlebten die Verwirrung, durchlebten jetzt die Reaktion in der Gesellschaft und können uns fragen: sind wir dem nahe gekommen, um sagen zu können, daß Rußland in seinem Ganzen und in Bezug auf seine ganze Verwaltung auf ein Prinzip gegründet ist? Hat sich das vollzogen, was sich vollziehen sollte, haben sich die alten Verwaltungsleiter in der Provinz die neuen Grundsätze angeeignet? Man braucht kein Parteimann zu sein, man braucht keine Leidenschaftlichkeit in diese Frage hineinzutragen, man muß nur ohne Voreingenommenheit die Frage in ihrem ganzen Umfang prüfen, um zu sagen, daß sich dies nicht vollzogen hat. Die neuen Grundsätze verfassungsmäßiger Art, sie herrschen nur im Zentrum, im Taurischen Palaß.... Alle diese Grundsätze verschwinden und werden vergessen, sobald man aus diesem Palaß in's Leben hinaustritt. Wir sehen, daß etwas Unversöhnliches besteht zwischen dem, was hier gesprochen, und dem, was an Ort und Stelle geschieht. Wir sehen, um es mit einer Formel auszusprechen, daß zwischen der Verwaltungsform in Rußland und der Art, wie es verwaltet wird, ein Widerspruch besteht. Wir sehen, daß je mehr die Autorität der Duma im Zentrum wächst, je mehr die Duma als ein Organ erscheint, das die Politik bestimmt, desto mehr an Ort und Stelle der Unterschied empfunden wird zwischen dem, was die Duma für sich erworben hat, und dem, was die Leute an Ort und Stelle von dieser Duma erhalten haben. Je mehr diese so natürliche und unvermeidliche Reaktion in der Gesellschaft schwindet, je mehr sich die Leute an Ort und Stelle fragen, was sie durch die neue Ordnung gewonnen haben — desto schärfer tritt der Kontrast hervor zwischen der Regierungsform und dem Bestehen der Duma einerseits und der Art, wie die Verwaltung ausgeübt wird, andererseits. Es ist endlich die Zeit gekommen, um darauf hinzuweisen, dies zu unterstreichen, dagegen anzukämpfen, denn hier liegt eine Gefahr vor nicht nur für eine Partei und sogar nicht bloß für die Duma allein, sondern hier liegt eine Gefahr vor für die Wohlfahrt und das Glück ganz Rußlands. Man wird mir nicht widersprechen, wenn ich sage, daß die Verwaltung an Ort und Stelle die alte, frühere geblieben ist.“ — Redner wendet sich darauf gegen das „Regime der gesetzlichen Ungesetzlichkeit“, d. h. gegen das Regime des Ausnahmezustands, welches mit der Idee der verkündigten Gesetzmäßigkeit nicht vereinbar sei. Die revolutionäre Bewegung sei nicht die einzige Ursache des Bestehens eines solchen Ausnahmezustandes. „Wo Willkür ist, da sind auch notwendigerweise Mißbräuche. Man kann sagen, daß der verstärkte Schutz auch dazu besteht, um scheinbar auf gesetzlicher Grundlage das Gesetz zu verletzen.“ Kampf gegen die Presse und gegen das Gericht, Mißbräuche bei den Wahlen, Niederhaltung der öffentlichen Selbsttätigkeit und Selbsthilfe, alles das hätten gewisse Administratoren sich ungeachtet des Manifests vom 17. Oktober zuschulden kommen lassen. Wenn nun aber der Ausnahmezustand aus politischen Gründen fortbestehen bleiben müsse, so sollten die Orts-



behörden, welche in anderen Grundfragen erzogen werden seien, von oben herab mit eiserner Hand immer wieder darauf hingewiesen werden, daß nun ein anderer Verwaltungsmodus herrscht. „So lange aber keine Solidarität bestehen wird zwischen der Zentralverwaltung und den Ortsverwaltungen, solange werden wir zwischen zwei Stühlen sitzen. Vor uns steht die eine Frage, wer bewältigen wird—das Zentrum die Provinzstellen oder letztere das Zentrum. Wir haben hier im Namen der Duma Sr. Majestät erklärt, daß unsere Aufgabe darin besteht, das Manifest vom 17. Oktober zu verwirklichen. Ich sehe bis jetzt nicht, daß das Zentrum die Ortsstellen bewältigen würde. Wird es nicht bewältigen, so wird es bewältigt werden. Ich weise auf die Gefahr hin, die allen droht, die eine friedliche Erneuerung Rußlands herbeiführen. Ich weise auf die Gefahr hin, die für uns, das Zentrum und die Regierung in gleicher Weise klar ist. Wenn nicht von hier aus machtvoll erklärt werden wird, daß Einigkeit notwendig ist, dann droht der ganzen Sache der russischen Volksvertretung die größte Gefahr“.

Es verlautet, daß eine Revision der St. Petersburg Polizei unmittelbar bevorstehe und daß damit der Senator Sultan-Krym-Girei beauftragt worden sei.

Das Projekt einer schmalspurigen Amurbahn wird gegenwärtig im Ministerium der Bekehrkommunikationen ausgearbeitet. Eine schmalspurige Bahn würde um die Hälfte billiger als eine normalspurige zu stehen kommen. Das Projekt wird der Finanzkommission des Reichsrats zugehen.

Die Streiks und Unordnungen auf den russischen Eisenbahnen im Jahre 1905 und später haben einen Verlust von circa 70 Millionen Rubel verursacht. Der Eisenbahnverwaltung gehen zahlreiche Schadenersatzklagen zu, deren Befriedigung die Regierung nur in Erwägung zieht.

Ausland.

Deutschland. Eine Gesandtschaft des marokkanischen Gegenkultans Muley-Hafid ist in Berlin eingetroffen und soll wenn auch nicht offiziell, so doch offiziös empfangen werden. Diese Tatsache giebt dem „Temps“ Anlaß zu dem Wunsche, daß ein solcher Empfang im Interesse des internationalen Rechts und der guten Beziehungen der beiden Länder vermieden werden möge. Über den Charakter ihrer Mission, bewahrt die Gesandtschaft völliges Stillschweigen. Sie erklärt, daß das Anliegen, mit dem sie Muley-Hafid nach Berlin gesandt hat, ihr selbst unbekannt sei. Einer der beiden Marokkaner machte dem Vertreter des „Petit Parisien“ die folgende Mitteilung: „Wir sind Boten unseres Herrschers und bringen dem deutschen Kaiser und der deutschen Regierung von Muley-Hafid Briefe, deren Inhalt wir nicht kennen. Wir sind daher nicht imstande, über unsere Mission zu sprechen.“

Oesterreich-Ungarn. Zur Wiener Jubiläumsfeier schreibt die „N. Fr. Pr.“ am ersten Tag der Feier: „Das ist der erste festliche Tag in diesem unruhvollen Jahre des Regierungsjubiläums, und die Stadt Wien wird eine Ouvertüre erleben, die an Glanz niemals ihresgleichen hatte. Freilich, die nachdenklichen Stimmungen können nicht fehlen, und dann mag die laute Freude fast hilflos verstummen vor dem schweren Inhalt dieses bewegten Lebens. Kaiser Franz Josef ist der stillste, der unermülichste Arbeiter seines Reiches. Keiner hat ihn je klagen gehört, keiner hat ein Erlahmen, ein Abschwächen des ewig wachen Dranges zur Arbeit, zur eisernen Pflichterfüllung

bei ihm gefühlt, wenn auch Schicksalsschläge niederzusenken unter denen der Rücken des Stärksten zerbricht. Vor ihm liegt in die späte Nacht, kein anderer Lebenszweck, kein anderer Gedanke als das Reich, die Politik des Reiches. Deswegen ist es ein eigenartiges, tiefes Gefühl, das ihm jetzt die Rückschau auf die sechzig Jahre seiner Arbeit geben muß.“

Persien. Immer trüber lauten die Nachrichten über die Zustände in Persien, da sich trotz des häufigen Wechsels in den leitenden Stellungen keine starke Faust finden will, die den arg gefährdeten inneren Frieden zu schützen und den drohenden Grenzverwicklungen Einhalt zu tun weiß. Aus Teheran wird vom 6. Mai gemeldet: Die Zolleinnahmen haben im letzten Monat wieder ganz bedeutend abgenommen. Die persische Post will wegen Geldmangels den Betrieb einstellen. In den Provinzen herrscht überall Aufruhr, der Staat scheint infolge gänzlicher Leere in allen Klassen in schnellem Tempo dem Ruin entgegenzugehen, wenn nicht doch noch eine neue Anleihe zustande kommt.

Indien. Wie aus Kalkutta vorliegende Nachrichten bestätigen, ist man einer Verschwörung auf die Spur gekommen, die bereits gewaltige Dimensionen angenommen hatte. Die Polizei verhält sich sehr zurückhaltend und giebt vorläufig keine Auskunft über ihre Entdeckungen. Sicher scheint aber zu sein, daß ein Plan entdeckt wurde, Lord Kitchener zu ermorden. Fanatiker hatten den Auftrag, ihm auf Schritt und Tritt zu folgen. Glücklicherweise machte es aber die militärische Disziplin diesen Leuten bisher unmöglich, ihren Plan zur Ausführung zu bringen. Lord Kitchener befindet sich gegenwärtig abwechselnd in Simla und Duetta von einem militärischen Kordon umgeben. Als Grund für den besonderen Haß gegen den Oberkommandierenden wird angegeben, daß er sich in die Angelegenheiten im Pendschab zu sehr eingelassen habe, auch gefalle den Eingeborenen sein energisches Wesen nicht.

Nordamerika. Die amerikanische Schlachtflotte hat sich in San Francisco mit den Schiffen der pazifischen Streitmacht vereint. Eine Flottenrevue über die vierundvierzig Kriegsschiffe hat dieser Tage der nach der kalifornischen Hauptstadt gekommene Kriegssekretär Metcalf abgehalten. Es fanden große Festlichkeiten statt. Admiral Evans, der wegen Erreichung der Altersgrenze das Kommando abgibt, verabschiedete sich auf einem Bankett von den Offizieren der Schlachtflotte. Er hielt eine Ansprache, in der er unter anderem sagte, zur Erhaltung des Weltfriedens seien mehr Schlachtschiffe und weniger Diplomaten notwendig.

Nachrichten aus dem Kaukasus.

— **Tiflis.** Baumwolle wird im Kaukasus neuerdings stark kultiviert. Die Gouvernements Tiflis, Erivan und Kutais allein exportieren jährlich zusammen 600 000 Pud. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es in diesem Jahre an Samen zur Aussaat gemangelt hat, infolgedessen viele Felder unbestellt geblieben sind. Vor 4 Jahren hatte die Regierung unter denselben Umständen 7000 Abl. zum Ankauf von Samen angewiesen, da aber über die Verwendung dieser Summe gehörigen Orts keine Abrechnung vorgestellt worden ist, so erscheint es ganz begreiflich, daß sie jetzt nur für den Fall zu helfen sich bereit erklärt, wenn eine solche erfolgen würde. Die Statthalterei soll nun, wie der „Tifl. List.“ angibt, mit dem Bevollmächtigten des



Hauptverwaltenden vom Ressort für Landeinrichtung und Landwirtschaft für den Kaukasus, Herrn Medwedjew, in Verbindung getreten sein. Es wäre interessant zu erfahren, ob Baumwolle auch in unseren deutschen Kolonien in Bis- und Transkaukasien angebaut wird und wenn ja, so—in welchem Umfange. Bileicht könnten die Schulzenämter uns hierüber Angaben zur Veröffentlichung einjenden.

— Der hiesigen Gartenbauschule droht Schließung in allenächster Zeit, falls die Kronsubsidie (6000 Rbl.) im laufenden Jahre tatsächlich nicht unverkürzt zur Auszahlung kommt. In Anbetracht dessen hat die Landwirtschaftliche Gesellschaft nochmals bei der Hauptverwaltung für Landeinrichtung und Landwirtschaft in St. Petersburg um Eröffnung dieses so dringend notwendigen Kredits nachgesucht. Bekanntlich weigert sich die Hauptverwaltung, die in früherer Zeit unbeanstandet gewährte Subsidie auch fernerhin zu geben—aus dem einfachen Grunde, weil die Landw. Gesellschaft in Jahren von einer Rechenschaftsablegung nichts wissen zu wollen schien und erst jetzt, nach ihrer Wiederbelebung, daran geht, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen. So leidet infolge Eigennuges weniger Personen eine große gemeinnützige Sache, ein Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll. — Freilich muß nicht übersehen werden, daß die Landw. Gesellschaft ihrerseits auch Ausstände, wie es heißt, bis zu 20-tausend Rbl. hat, an deren Begleichung die Herren Schuldner nicht im entferntesten denken, sodaß die Verwaltung sich gezwungen sieht, gegen dieselben gerichtlich vorzugehen. Als die Not groß war und die Herren Landwirte Saaten, Heilmittel, allerhand Gerätschaften, Maschinen u. dgl. m. bedurften, da wußten sie den Weg hierher schon zu finden und man brauchte sie nicht erst lange zu suchen, wie gegenwärtig. Undank ist der Welt Lohn!

— In der letzter Zeit sind einige bedeutende Spenden bekannt geworden. So hat z. B. der Großindustrielle Mantaschew (Tiflis, zurzeit in Petersburg) für das hiesige arm.-gregorianische geistl. Seminar aus dem Verwaltungsrat unlängst erworbenen Grundstück (auf dem linken Ufer der Kura, bis dahin Eigentum der verst. Witwe Nadrow) ein Gebäude im Werte von 400-tausend Rbl. aus eigenen Mitteln anzuführen versprochen.—Der jüngst ermordete Wastramadschan hat laut Testament sein ganzes Vermögen, zika 70 000 Rbl. dem Arm. Wohltätigkeitsverein vermacht. Seine Frau, seine Eltern und 2 Schwesern werden sich Zeit ihres Lebens mit Legaten (insgesamt nur 1800 Rbl. jährlich) zufrieden geben müssen.—Ein gewisser Ananow hat 5000 Rbl. zur Einrichtung von Freitischen für Arme gespendet. Das nennt man Verdienst fürs allgemeine Wohl haben. Unsere „Hülfe“ sollten es sich merken, um daraus zu lernen, wie man nugen kann, ohne Gefahr zu laufen, jemals vergessen zu werden.

— Das edle Raß, welches unsere Wasserleitung spendet, soll nach Analysen, welche das staatl. Laboratorium im April vorgenommen hat, untadelhafter Güte sein. Woher nur dann die vielen Typhuserkrankungen kommen mögen?

— Ein gewisser Herr Ter-Abramow hat bei der Stadtverwaltung um die Erlaubnis nachgesucht, einen Automobilverkehr zwischen dem Griwan'schen Plage und der unteren Station des elektrischen Aufzugs auf den Davidsberg einzurichten zu dürfen. Die Anonyme Trambahn-Gesellschaft hat nämlich vom Bau einer Linie dort hinauf, wie anfangs geplant war und über welche Absicht wir seinerzeit auch Mitteilung gemacht haben, Abstand genommen. Es ist Ansicht vorhanden, daß die Konzession Herrn T. A. erteilt werden wird. Alles will jetzt in Auto's machen, schade nur, daß sie meist auf dem Papier stehen bleiben! In der Sommerhitze an den Fuß des Berges hinaufzufahren, wäre selbstverständlich angenehmer, als hinaufzugehen.

— Mit dem Bau der Trambahnlinie von Ortotschaly bis zum Gouvernementsgefängnis ist begonnen worden. Laut Kon-

trakt muß der Verkehr auf dieser neuen Linie bereits am 1. April begonnen.

— Am 1. Mai fand im Stadthause unter dem Vorsitz des Bürgermeisters eine Sitzung der Mitglieder der Stadtverwaltung, des Polizeimeisters, der Inhaber, der Pächter und der Bediensteten der hiesigen Schwefelbäder statt. Es wurde beschlossen, in der Zeit vom 1. April bis zum 1. Oktober die Bäderanstalten vor 6 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts, vom 1. Okt. aber bis zum 1. April von 7 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts offen zu halten. An Sonn- und Feiertagen sollen die Bäder schon um 2 Uhr nachmittags geschlossen werden.

— Der 1. Mai ist in Tiflis vollständig ruhig verlaufen. In den Werkstätten, Fabriken und Geschäften wurde wie gewöhnlich gearbeitet.

— Am 2. Mai stürzte sich ein Knabe, im Alter von ungefähr 14 Jahren, in Gymnastienuniform, in der Nähe des Sommerlokales des „Kraushofs“ von dem dort recht hohen Ufer in die Kura.

— Ein empörender Vorfall ereignete sich am 5. d. Mts., um 9 Uhr morgens, im III Mädchengymnasium. Als der Lehrer dieser Schule, Herr Kogan, von der Strafe kommend, eben in die Vorhalle des Anstaltsgebüdes getreten war, wurden auf ihn von einem Jüngling in Gymnastienuniform, der auf der Strafe längere Zeit hinter ihm hergegangen war und dann gleichfalls die Entree betreten hatte, drei Schüsse abgegeben. Die Kugeln erreichten ihr Ziel nicht, eine von ihnen traf aber die Schätlerin der VIII Klasse Jel. Kassibow in den Kopf, so daß letztere sofort besinnungslos nieder sank. Die Verletzung erwies sich als tödlich; nach einer Stunde bereits hauchte das Mädchen ihr junges Leben aus. Ohgleich der Wörder schon in den Händen des Portiers war, gelang es ihm dennoch sich loszureißen und zu entkommen. Wie verlautet, sollen zwei Gymnastien und deren Schwester, eine frühere Schätlerin des III Gymnasiums, die unlängst ausgeschloffen wurde, arretiert worden sein. Wann endlich wird der große Anflug aufhören, den unsere Schuljugend von heute treibt?—fragt sich ansichtlich jeder. Die Antwort kann nur die sein: Wenn die Eltern dieser Jugend zur Einsicht gekommen sein werden, daß die Hauptschuld an der Entartung ihrer Kinder sie trägt. Die Einschülbung des Unfugs mit den Schlagwörtern: „Zeitgeit“, „liberales System“ u. dgl. m. bedeutet nur ein „politisches“ Deckmantelchen, um die eigene Geistes- und Willensschwäche zu verhüllen. Traurig, aber leider Gottes wahr! Selbst in unseren deutschen Häusern begegnen wir vielfach völliger Kritikallosigkeit in der Beurteilung der Tagesereignisse, namentlich im Leben der Schule, seitens der Eltern und sonstiger Erzieher.

— **Patm.** Im Lokale der Stadtverwaltung fand eine Beratung des Elternkomitees vom hiesigen Knabengymnasium statt. Nach einem lebhaften Meinungsaustausch wurde eine Kommission, bestehend aus 5 Herren gewählt, die bei dem örtl. General-Gouverneur um Wiedereröffnung der geschlossenen vier oberen Klassen sowie um Milderung des Loses der ausgeschlossenen und aus dem Lande verwiesenen Gymnastien nachsuchen soll. Positively bleibt die Regierungsgewalt diesmal standhaft, denn die Erfahrung hat zur Genüge bewiesen, daß Nachgiebigkeit zur Besserung unserer verwahrlosten Schutzjugend nicht führt.

— **Baku.** Die Arbeiter der Kapptagesgesellschaft Mirsojew in Baladany, etwa 15 000 Mann, haben seit dem 28. April die Arbeit wieder aufgenommen. Laut einer Mitteilung der Zeitung „Baku“ hat der Streik 2 Monate gedauert, aber trotz dieser Hartnäckigkeit haben die Streikenden von der Firma keine Zugeständnisse erlangt.

— **Riskawösk.** Die Momente der schadhast gewordenen Einfassung der Quelle Narjan geht ihrem Ende entgegen. Zu Beginn der Saison hofft man nun die endgültig fertig zu sein.

Aus den Kolonien.

Kathacinensfeld (in Transkaukasien) v. 28. April. Die Behauptung des Herrn Oberpastors, daß die Mitteilung aus K. eine „bewußte Lüge“ ist, weise ich entschieden zurück. Sollte jene Angabe nicht ganz der Tatsache entsprechen, so ist es nur auf ungenügende Information zurückzuführen, was bei weitem nicht gleichbedeutend mit „bewußter Lüge“ ist.

Ein Kolonist.

— den 4. Mai. Zu meinem Artikel in Nr. 45 der



«K. P.» führte ich unter anderem aus, daß unsere Kolonie, da sie hierzu die Möglichkeit hat, nach einer eigenen Fortbildungsschule streben müßte, um die Bildung auch dem Unbemittelten zugänglich zu machen. Für die Wohlhabenden ist ohnehin gesorgt, denn ihnen steht jede beliebige Mittel- und Hochschule zur Verfügung. Der Unterhalt einer Fortbildungsschule, wie sie in Helenendorf existiert, würde den Katharinensfeldern gewiß nicht teurer zu stehen kommen, als der Unterhalt von etwa 20 Schülern aus K. in Helenendorf. Für dasselbe Geld, aber könnten hier 100 Schüler [soviel Schüler kann K. für 3 Klassen liefern] dieselbe Bildung erlangen, wie die 20 in Helenendorf. Der vorurteilslose Leser möge nun urteilen, ob es für die Katharinensfelder vorteilhafter ist, mit den Helenendorfern mitzutun oder selbständig vorzugehen. Willkürlich zieht Herr * * in Nr. 46 der „K. P.“ aus meinem Artikel ein Reihe von Schlüssen, an die ich nicht einmal gedacht habe. Ist es z. B. nicht eine aus der Luft gegriffene Behauptung, Herr * *, wenn Sie sagen: ... „die beiden Herrn suchten nur die Aufmerksamkeit der Leser der „Kauf. Post“ vom Hauptthema: der eigentümlichen Auffassung von der Verbindlichkeit eines gegebenen Versprechens in K., abzulenken?“ Habe ich in meinem Artikel doch darauf hingewiesen, daß das Nichtzahlen der Beiträge seitens der Katharinensfelder die natürliche Folge eines nicht ganz offenen Auftretens der Helenendorfer in Sachen der Fortbildungsschule ist? Es tragen beide Kolonien Schuld, das ist meine Meinung!

Z.-F.-Subskribent

Helenendorf, (in Transkaukasien), den 28. April. Hiemit bringen wir zur Kenntnis aller Schulfreunde in unsern Kolonien, daß wir mit dem Artikel in Nr. 42 der „Kauf. Post“ aus Helenendorf nichts zu tun, auch niemand dazu beauftragt haben, einen solchen in unsern Namen zu schreiben. Den Verfasser desselben Herrn * *, aber bitten wir, sich in Zukunft nicht unberufenmaßen hinter dem Wörtchen „uns“ verbergen zu wollen.

Die hiesige Fortbildungsschule soll kein Privatunternehmen der Helenendorfer sein, wie einige Schulfreunde in Katharinensfeld denken, sondern allen unsern kaukasischen Kolonien die Möglichkeit bieten, die heranwachsende Jugend weiter bilden zu lassen, wie solches von Anfang an gewünscht und besprochen worden ist. Natürlich ist die Kolonie, in deren Mitte die Fortbildungsschule sich befindet, in großem Vorteil, aber dafür hat sie auch größere Lasten zu tragen. Je mehr Schulfreunde aus unsern Kolonien sich durch freiwillige jährliche Beiträge an diesem Werk beteiligen, desto günstiger gestaltet sich die Aufnahme der Kinder aus den betreffenden Kolonien. Nur Einigkeit macht stark! Der Gedanke an die Gründung eines Internats ist keineswegs fallen gelassen, kann jedoch erst dann verwirklicht werden, wenn die übrigen Kolonien ihre Teilnahme durch die Tat beweisen werden und ein Bedürfnis dazu vorhanden sein wird. Vorläufig können auswärtige Kinder, welche die hiesige Fortbildungsschule besuchen wollen, unter günstigen Bedingungen in Privathäusern Aufnahme finden. Zum Schluß sprechen wir die Hoffnung aus, daß alle wahren Schulfreunde in unsern Kolonien, die große

Bedeutung einer eigenen deutschen Fortbildungsschule kennend, sich zur Förderung dieses gemeinschaftlichen Unternehmens vereinigen werden.

Helenendorfer Schulfreunde.

Nachschrift der Redaktion. Um weiteren Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir bemerken, daß obiges Schreiben nur 13 Unterschriften trägt. Ob das zugleich schon alle Schulfreunde in Helenendorf sind, wissen wir nicht; glauben aber annehmen zu dürfen, daß auch unser * * Berichterstatter sich nicht weniger für die Fortbildungsschule in H. interessiert als die Unterzeichneten und daß er daher, auch ohne von letzteren dazu bevollmächtigt zu sein, von „uns“ und „wir“ zu sprechen berechtigt war, indem er dabei nicht nur an die 13 Herren, sondern an alle Helenendorfer und sonstige Kolonisten dachte, welche ein Verständnis für die Fortbildung der Jugend in unseren Dörfern haben. Damit schließen wir die Erörterung dieser Angelegenheit in unserm Blatte.

Elisabeththal Die hiesige Kolonie steht vor einer sehr wichtigen und schwierigen Aufgabe, nämlich dem Bau einer Wasserleitung, die der Einwohnerschaft großen Nutzen bringen kann, aber auch schönes Geld kosten wird. Wie wir hören, sollen im Dorfe 5 oder 6 Wasserbehälter errichtet werden und zwar zwei auf der oberen, die anderen auf der unteren Straße. Wenn der Bau der Wasserleitung anvertraut worden ist, darüber schweigen die Elisabethtaler und viele wissen es wohl auch nicht. Auch weiß man noch nicht, wer von Seiten der Elisabethtaler die Sache leiten soll, aber da es sich hier um ein gemeinsames Unternehmen handelt, zu welchem jeder seinen Beitrag an Geld und Arbeit leisten muß, ist es nötig, daß die ganze Angelegenheit öffentlich in der Zeitung besprochen wird. Die Elisabethtaler dürfen zur Leitung des Baues und zur Verwaltung der nötigen Geldsummen nur ganz vertrauenswürdige, unbescholtene Männer wählen und sie sollten sich die Sache erst dreimal und noch dreimal überlegen, ehe sie zur Wahl dieser Männer schreiten. Geschäftsmacher dürfen zur Leitung des Baues nicht zugelassen werden, denn die Elisabethtaler haben kein überflüssiges Geld und jeder Kubel, den sie für die Errichtung der Wasserleitung ausgeben, wird sie viel Schweiß kosten. Hoffentlich wird die „Kauf. Post“ bald einen ausführlichen Bericht über den ganzen Bauplan erhalten.

Zur Fürstenaufzucht in Schönbrunn.

Schloß Schönbrunn, vor den Toren Wiens gelegen, entstand unter Josef I durch Wiens berühmtesten Baukünstler, Fischer von Erlach. In seine Blütezeit aber trat es erst unter Maria Theresia ein, die es erweitern ließ und ihm im wesentlichen seine heutige Form gegeben hat. Und jetzt folgte in Schönbrunn ein interessantes Ereignis dem andern. Hier feierte 1760 Josef II. seine Hochzeit mit Maria Isabella von Parma und fünf Jahre später schon seine zweite Vermählung mit einer bayerischen Prinzessin. Hier war es, wo Maria Theresia, von den Pöden genesen, ganz naiv 65 kleine Kinder erst einmal zur Probe impfen ließ, um festzustellen, ob sie davon Schaden nehmen würden, und, falls dies nicht einträte, dann auch ihre Prinzlein und Prinzessinnen impfen zu lassen. 1805 und 1809 revidierte



hier Kaiser Napoleon I.: 1805 diktierte er dem Kaiser den Frieden; 1809 betrug er sich ganz als Herr und Eigentümer. Ja, er schien sich in Schönbrunn geradezu häuslich einzurichten zu wollen; er ließ das Schloßtheater wieder instand setzen und eröffnen. Bekannt ist, daß ihm damals in dem schönen Schlosse ein unangenehmer Zwischenfall begegnete; der Attentatsversuch von Friedrich Stabs. Endlich war der unbetene Gast fort, aber schon fünf Jahre später beherbergte Schönbrunn wieder einen Bonaparte, einen reizenden blonden Knaben; den „König von Rom“. Und Schönbrunn wurde der Schauplatz einer dramatischen Szene, des Entführungsversuchs des Prinzen, der aber durch einen Polizeiadjudanten aus dem nahen Diebstahl vereitelt wurde. 18 Jahre später verchied der Herzog von Reichstadt, wie er ja dann genannt worden ist, in diesem Schlosse, im selben Zimmer, wo einst sein Vater, nachdem er den Frieden diktiert hatte, sich zur Ruhe gelegt hatte, und am Jahrestage der Todesnachricht seines Vaters. Seitdem sind Schönbrunn die tragischen Szenen so ziemlich erspart geblieben. Ein Glanzjahr des Schlosses war 1873, das Weltausstellungsjahr, als ein fürstlicher Besuch nach dem anderen hier einkehrte. Dem belgischen König, dem Zaren Alexander II., der Königin Isabella von Spanien und dem König Viktor Emanuel folgte im Herbst auch Wilhelm I. Ihn begleitete der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, Fürst Bismarck und ein glänzendes Gefolge; Galadiverns, Galavorstellungen im Schloßtheater und ähnliche Hoffeste folgten nun einander. Das war 1873, und am 7. Mai n. St. d. J. fanden sich nun 14 deutsche Bundesfürsten nebst dem deutschen Kaiser in dem Schlosse Maria Theresias ein, um Oesterreichs Herrscher eine Huldigung darzubringen, wie sie in dieser Weise vielleicht noch kein Monarch empfangen hat.—Um halb 10 Uhr vormittags langte der Hoffeparatzug mit dem deutschen Kaiser, der Kaiserin, dem Prinzen August Wilhelm und der Prinzessin Viktoria Luise in der Station Meidling an. Dort fand sich Kaiser Franz Josef ein, welcher den Hoffalonnwagen bestieg, worauf die hohen Herrschaften nach Penzing fuhren. Hier waren sämtliche in Wien weilende Erzherzöge und Erzherzoginnen, die Vertreter der Behörden, Bürgermeister Dr. Lueger und die Mitglieder der deutschen Botschaft zur Begrüßung erschienen. Die Majestäten fuhren sodann nach Schönbrunn. Über die Vorgänge auf dem Meidlinger Bahnhof wird der „Pet. Btg.“ geschrieben: Kaiser Franz Josef trug die preußische Marschalluniform und erschien auf dem Perron ohne Mantel. Dort waren schon einige Herren aus dem Gefolge Kaiser Wilhelms und Staatssekretär v. Schön anwesend. Als sie bemerkten, daß der Kaiser ohne Mantel sei, warfen sie ihre Mantelkragen rasch ab in einen Winkel auf die Erde. Der Hofzug fuhr ein, und im sechsten Wagen stand Kaiser Wilhelm an der Thür, und an den Heßlern die Kaiserin und ihre Kinder. Ihren gebräunten Gesichtern sah man an, wie gut ihnen die südliche Sonne getan hatte. Kaum hielt der Zug an, so eilte Kaiser Wilhelm hinab, obwohl ihm Kaiser Franz Josef zurief: „Bitte, bleibe doch oben, ich steige ein.“ Er umarmte den Kaiser und küßte ihn zweimal und darauf kam auch die Kaiserin herab und verbeugte sich ungemein tief vor dem greisen Monarchen. Prinzessin Viktoria Luise machte einen allerliebsten Knicks, während Prinz August Wilhelm ihm die Hand küßte. Man fühlte in diesem Moment, mit wie inniger Verehrung diese vier Menschen an Kaiser Franz Josef hängen. Nach kurzer Konver-

sation begaben sich die beiden Monarchen, die Kaiserin, der Prinz und die Prinzessin wieder in den Zug zurück und fuhren im nächsten Jahr nach dem nahen Penzing fort. Von Penzing nach Schönbrunn sind es nur wenige Minuten Fahrt. Die beiden Monarchen und die Kaiserin mit der Erzherzogin Maria Kunuziata saßen in je einem Wagen à la Daumont, die von einem Sechsergespann prächtiger Schimmel gezogen waren, dem ein Vorreiter vorritt. Längs der Straße war Militär postiert. Der Generalmarsch schmetterte in den Lüften, die Hochrufe der Menge brausten, und so vollzog sich die Einfahrt in das Lustschloß, das Kaiser Franz Josef zu seinem ständigen Aufenthalt gewählt hat. Im Schloß jagten nun die Ereignisse eines das andere. Kaiser Wilhelm hatte kaum Zeit sich aus der österreichischen in die preußische Uniform umzukleiden, denn schon harrten seiner zahlreiche Staatswürdenträger, die zum Empfang angemeldet waren. Zur 12 Uhr war aber bereits die von Kaiser Wilhelm angeordnete Huldigung für Franz Josef I. angesagt. Die Fürsten, unter ihnen der älteste derselben, Prinzregent Luitpold von Bayern, der sogar um fast 11 Jahre älter ist als Kaiser Franz Josef; König Wilhelm von Württemberg mit seinem ergrauenden Anebelbart und dem roten, vollen Gesicht, aus dem soviel Temperament spricht; König Friedrich August von Sachsen, der Großherzog Friedrich von Baden usw., versammelten sich im großen Rosa-Zimmer (so benannt nach den hier aufgehängten großen Landschaftsbildern des Malers Rosa aus dem 18. Jahrhundert). Der Deutsche Kaiser trat zu den Bundesfürsten hinzu und sie begaben sich dann alle durch eine Flucht von Sälen und Zimmern, in denen Offiziere der Arcieren-Leibgarde in weißen Brinkleidern und roten Röcken und Offiziere der ungarischen Leibgarde mit Pantherfellen an der Schulter mit gezückten Säbeln Spalier bildeten, in das Maria Antoinette-Zimmer, das zum Schauplatz der Huldigung ausersehen war. Dieses Zimmer führt seinen Namen von dem großen Gobelin, auf dem die unglückliche Habsburgertochter, die auf dem Schafott endete, noch als glückliche Mutter dargestellt ist, mit hoher Krone, Spigenkranz und Keisrock, mit ihrem Töchterchen, das sich zärtlich an sie schmiegt, und mit dem Dauphin, der in einer Wiege ruht. Dieses Zimmer war der Lieblingsaufenthalt der verbliebenen Kaiserin Elisabeth. Das Zimmer gehört zu den kleineren Räumen des Schlosses, und man wollte dem Festakte durch die Enge des Rahmens einen intimen Charakter geben. Die Fürsten standen im Halbrund, Kaiser Wilhelm ein wenig vor; da trat Kaiser Franz Josef von der anderen Seite ein, von allen Fürstlichkeiten mit spontanem Jubel begrüßt. Was eine höfliche Zeremonie werden sollte, wurde nun zu einem überaus herzlichen, fast familiären Akt. Es wurde dadurch auch die Freude über das treffliche Aussehen des Kaisers kundgegeben. In Kaiser Wilhelms Stimme zitterte tiefe Erregung, als er die Ansprache verlas; er mußte mehrmals kurze Pausen machen, um seine Ergriffenheit zu verbergen.

Kaiser Wilhelm sagte: „Eure Majestät! Eine erhebende Zügelung der göttlichen Gnade und Vorsehung ist es, die uns am heutigen Tage um die erhabene Person Eurer k. u. k. Apostolischen Majestät vereinigt. 60 Jahre! Zwei Menschenalter haben Eure Majestät in nie rastendem Eifer und treuester edelster Pflichterfühlung dem Wohle und Glück Ihrer Völker gewidmet. Mit berechtigtem Stolz und hoher Genugthuung mag es das Herz Eurer Majestät erfüllen, wenn von allen Seiten



die Untertanen in Ehrfurcht dem geliebten Herrscher die landesväterliche Treue mit hingebender Liebe und Dankbarkeit zu vergelten bemüht sind. Aber nicht nur die Millionen der eigenen Landeskinde jubeln in froher Festesstimmung ihrem geliebten Kaiser und König zu. Auch weit hinaus über die Grenzen der Monarchie beugt sich die Welt in Verehrung und Bewunderung vor der ehrwürdigen Gestalt Eurer Majestät. Eure Majestät sehen hier drei Generationen deutscher Fürsten um sich versammelt und keinen darunter, dem Eure Majestät nicht schon ein Vorbild gewesen wären, bevor er selbst berufen war, die Pflichten seines hohen Amtes zu üben. Uns allen haben Eure Majestät in sechzigjähriger Arbeit ein herrliches Beispiel aufgestellt, woran sich noch die Kinder und Enkel des Jüngsten unter uns erbauen werden. So sind wir denn, die treuen Freunde und Verbündeten Eurer Majestät, und mit uns Ihre Majestät die Kaiserin und Königin, meine Gemahlin, hierher geeilt, um ein Zeugnis abzulegen von den herzlichsten Gefühlen inniger Freundschaft und Anhänglichkeit, die uns für Eure Majestät befeelen und bewegten Herzens bringen wir unsere Huldigung dar dem edlen Herrscher, dem treuen Bundesgenossen, dem mächtigen Hort des Friedens, auf dessen Haupt wir den reichsten Segen Gottes herabfließen."

Kaiser Franz Josef erwiderte: „Eure Majestät haben im Vereine mit Sr. königlichen Hoheit dem Prinzregenten von Bayern, Ihren Majestäten den Königen von Sachsen und Württemberg, den hier anwesenden durchlauchtigsten deutschen Bundesfürsten und dem Vertreter der freien Kaufstädte den liebenswürdigen Entschluß gefaßt, mir aus Anlaß meines sechzigsten Regierungsjahres persönlich Ihre Glückwünsche darzubringen. Dieser Beweis Ihrer mir so überaus teuren Freundschaft, der zu den kostbarsten Erinnerungen meines Lebens gehören wird, hat mein Herz auf das freudigste berührt und ich bitte Sie, hierfür meinen innigsten und tiefempfundnen Dank entgegenzunehmen. Ich darf in diesem, mich in hohem Maße beglückenden Akte herzlichster Zuneigung wohl die feierliche Rundgebung des monarchischen Prinzips erblicken, dem Deutschland seine Macht und seine Größe verdankt. Auch Oesterreich-Ungarns Kraft liegt in diesem Prinzip, und in der Treue und der unwandelbaren Liebe meiner Völker habe ich stets neue Zuversicht geschöpft, um den mir obliegenden schweren Pflichten gerecht zu werden. Die Tatsache, daß es mir heute vergönnt ist, eine so große Anzahl deutscher Fürsten um mich versammelt zu sehen, ist auch die ausdrücksvollste Bestätigung des zwischen uns seit beinahe dreißig Jahren bestehenden engen und unerschütterlichen Bundesverhältnisses. Dieser Tag bestärkt mich in der frohen Erwartung, daß dieses nur friedliche Ziele verfolgende Bündnis den gleichen Bestrebungen der anderen Mächte wirksam zur Seite stehen und seine Aufgabe bis in die fernste Zukunft voll erfüllen wird. Ich bitte die göttliche Vorsehung, sie möge Eure Majestäten und alle deutschen Bundesfürsten sowie auch Ihre Majestät die Kaiserin und Königin, deren Anwesenheit mich tief berührt und zu wärmstem Danke verpflichtet, für alle Zeiten in ihren gnädigen Schutze nehmen.“

Auch die Augen der älteren Fürsten wurden feucht, als Kaiser Franz Josef von seiner unwandelbaren Freundschaft zum Deutschen Reiche sprach. Nachdem der Kaiser Franz Josef seine Rede vollendet hatte, küßte und umarmte er den Prinzregenten Luitpold von Bayern und den Kaiser Wilhelm. Tief ergriffen

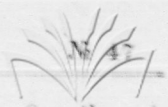
war auch der König von Sachsen, dem die Krone und Waffentrock herabrollten. Kaiser Franz Josef allen Fürsten die Hand und zeichnete bei seinen Ansprachen auch besonders den Hamburger Bürgermeister Dr. Burghard aus, dem er für sein Erscheinen dankte. Er ersuchte ihn darauf, der Bürgererschaft der Hansestädte seinen kaiserlichen Gruß zu entbieten. Beide Kaiser trugen Marschallstäbe. — Nach dem offiziellen Empfang beglückwünschte auch die Deutsche Kaiserin Kaiser Franz Josef.

Unmittelbar an die Huldigung, die der Höhepunkt des Tages war, schloß sich ein Dejeuner im Maria Theresia-Zimmer an. Dieses Zimmer ist ein überaus prunkvoller Raum mit drei Fenstern, die auf den berühmten Park von Schönbrunn hinabgehen. Man sieht die glattgeschorenen Alleen, den Ziergarten aus der Rokokozeit, die anmutigen Rondeaux, in denen Beete von Stiefmütterchen in allen Farben blühen und die weißen Steinbilder in den Heden. Das Zimmer wird von einem Bild der Kaiserin Maria Theresia beherrscht. Die Tafel war für 35 Gäste gedeckt. Auf dem blendenden Damast blinkten die goldenen Aufsätze, große Jardinières mit weißen und gelben Rosen und Maiglöckchen und meterlange Ranten von Orchideen, die Schönbrunner Zucht sind.

Das Dejeuner dauerte nicht lange, denn schon um halb 2 Uhr verließen die Fürstlichkeiten nacheinander das Schloß. Das deutsche Kaiserpaar fuhr nach Wien, besuchte zunächst die Kapuzinergruft, wo Kaiserin Auguste Viktoria am Sarge der Kaiserin Elisabeth und Kaiser Wilhelm am Sarge seines Jugendfreundes, des Kronprinzen Rudolf, riesige Kränze niedertreten, machten verschiedene Besuche und stellten sich um 4 Uhr zum Tee beim deutschen Botschafter von Tschirchsky ein.

Am Abend fand im Schönbrunner Schloß ein Galadiner statt, zu dem anwesend waren: Kaiser Franz Josef, die deutsche Kaiserfamilie, die deutschen Bundesfürsten, Glieder der kaiserlichen Familie, der Bürgermeister Burghard, Personen der kaiserlichen Suite, Staatsbeamte usw. An der Mitte der Tafel saß Kaiser Franz Josef mit der deutschen Kaiserin, neben dem Kaiser der deutsche Kaiser und neben der Kaiserin der König von Sachsen. Kaiser Franz Josef brachte einen Toast aus, in welchem er in herzlichsten Worten den Fürsten nochmals für ihren Besuch dankte und auf ihre Gesundheit und die gegenseitige „unzertrennbare Freundschaft und die Bundesbeziehungen“ sein Glas leerte. Auf diesen Toast antwortete Kaiser Wilhelm, indem er zunächst im Namen der Gäste für die soeben gesprochenen Worte und den herzlichsten Empfang dankte und dann schloß: „Wir geben der Stimmung, die uns beieckt, Ausdruck, indem wir uns an den allmächtigen Gott wenden mit der Bitte, er möge Ew. Kaiserlich-königlichen Apostolischen Majestät und Ihrem Erlauchten Hause noch viele gesegnete Jahre verleihen, zum Wohle der gesamten Welt. Alle diese Gedanken fassen wir zusammen in den Ruf: „Es lebe der von allen geliebte Kaiser Franz Josef!“

Nach dem Paradebühnen brachten 7000 Säger und die Militärkapellen der Wiener Garnison vor dem Schlosse eine Serenade. Der Kaiser und seine erlauchten Gäste erschienen am Fenster und dankten. Sämtliche Säger defilierten vor dem Kaiser, indem sie ihm, das deutsche Kaiserpaar und die Bundesfürsten begeistert begrüßten. Das Wetter hatte sich am Nachmittag vollkommen geklärt. Es wurde ein verfrätetes Kaiserwetter.



Am 9 Uhr 20 Minuten abends reiste Kaiser Wilhelm in Begleitung der Kaiserin und des Prinzen August nach Donaueschingen ab. Kaiser Franz Josef geleitete das Deutsche Kaiserpaar auf den Bahnhof. Die Monarchen nahmen überaus herzlich von einander Abschied; ebenso herzlich verabschiedete sich Kaiser Franz Josef von der Kaiserin und dem Prinzen. Die Prinzessin Viktoria Luise reiste eine Stunde später nach Wildpart ab. Auf dem Wege zum Bahnhof begrüßten Volksmengen begeistert den Kaiser und das Deutsche Kaiserpaar. Der König von Sachsen begab sich am Abend auf die Raad nach Tarnob. Am Abend reisten aus Wien gleichfalls ab der König von Württemberg, die Großherzöge von Mecklenburg Schwerin und Sachsen-Weimar, der Herzog von Anhalt und der regierende Fürst von Lippe.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß diejenigen Frauen der allernächsten Umgebung des Kaisers, denen eigentlich der erste Platz in der Familie gebühete, als unebenbürtig oder wegen ihrer Mesallianzen, z. B. die Tochter des verstorbenen Kronprinzen Rudolf, die ehemalige gefeierte Erbherzogin Elisabeth, die jetzt mit einem Fürstin Windischgrätz verheiratet ist, dann auch ihre Mutter, die ehemalige Kronprinzessin Witwe Stephanie, die jetzige Gräfin Lonyai, den Festlichkeiten fern bleiben mußten. Die Frau des Erzherzogs Franz Ferdinand, des jetzigen Thronfolgers von Oesterreich, konnten wegen ihrer Unebenbürtigkeit beim Repräsentieren auch nicht in Betracht kommen. Die zukünftige Gemahlin des Kaisers von Oesterreich mußte es sich gefallen lassen, daß sie vom Galadiner ausgeschlossen wurde. Sie, die ehemalige Gräfin Chotel, jetzige Fürstin von Hohenberg, durfte nur an dem Diner teilnehmen. Bei der ganzen Festlichkeit führte Kaiser Wilhelms die Seniorin der Erzherzoginnen, die Abtissin Maria Annunziata, zu Tisch. In weiterer Reihenfolge kamen die Töchter Franz Josefs, Maria Valeria und Prinzessin Gisela, dann die Erzherzogin Isabella auf.

Kaiser Franz Josef I.

Das Leben des Kaisers Franz Josef war stets ein Leben der Arbeit und Pflichterfüllung—sagt die „Nig. Rundschau“—und fährt dann fort: Sein Wesen läßt sich in zwei Worten zeichnen. Er war das Vorbild des altösterreichischen Kavaliers und ein ganzer Soldat. Die Herrschergebärde, die gebietende Geste, das weithin hörbar hinausgeschmettete Kommandowort — das Alles war ihm fremd, wie jedem Kavalier von altem Blute, der fühlt, daß er der Außerlichkeiten der Macht nicht bedarf, daß seine Persönlichkeit auch ohne künstlichen Nachdruck zu wirken imstande ist. Und das hat Franz Josef I. in hunderten von Fällen ernster Natur bewiesen. Und doch lag wieder nichts seiner Art ferner, als dieses Gnadengeschenk, seiner Geburt wegen verächtlich auf die Pflichten herabzublicken, die der Alltag selbst einem Kaiser aufbürdet. Sein Pflichtbewußtsein war eben das eines Soldaten. Es haben in Oesterreich wenig Menschen gelebt, die vom frühesten Morgen bis zum späten Abend fleißiger gewesen wären, als der alte Kaiser. Das allererste Morgenrauschen sah ihn durch Jahrzehnte alltäglich am Schreibtisch, den er bis zum Sonnenuntergang kaum für längere Zeit verließ.

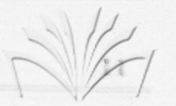
Zu diesem Leben voll von Arbeit ist Franz Josef schon von frühester Jugend an erzogen worden. Am 18. August 1830 wurde er als der Sohn des Erzherzogs Franz Karl, des zweiten Sohnes des Kaisers Franz I., geboren. Der Knabe, den der Großvater nach gut wienerischer Art „Franzi“ nannte, war

ein heller Kopf, dem scharfes Gedächtnis, ermtley Aggrygyr und absonderlicher Fleiß schon früh zu eigen waren. Die Erziehung des Prinzen war der Leitung des Grafen Heinrich Bombelles anvertraut. Die Sobne seiner Gezieher, die kleinen Grafen Bombelles und der junge Franz Coronini, waren des Prinzen Spielgefährten, denen sich dann Graf Eduard Taaffe, der spätere Ministerpräsident, zugesellte. Gründliche theoretische Bildung auf allen Gebieten ging Hand in Hand mit praktischen Studien in der Staatskanzlei, der damals noch Metternich vorstand. Neben den zahlreichen Landesprachen lernte der Prinz natürlich auch Englisch und Französisch. Die militärische Ausbildung erfolgte von der Pike auf. Am 6. Mai 1847 beinahe der jugendliche Erzherzog, den seine Mutter, Erzherzogin Sophie, schweren Herzens nach Kadetys Hauptquartier entlassen hatte, bei Santa Lucia die Feuerprobe. Kurz darauf wurde der Ahtzehnjährige auf den Kaiserthron berufen.

In einem Alter, da andere Menschenkinder eben erst beginnen, sich im Leben ein wenig umzusehen, ward dem Monarchen mitten in den unwäzenden Stürmen und Wengsten der Revolution, die Last der Kaiserkrone auf die jugendliche Stirn gedrückt. Während dieses Kampfes zweier Weltanschauungen, der noch soviel Blut kosten sollte, fand am 2. Dezember 1848, um 8 Uhr morgens, im Thronsaale des kaiserlichen Residenzschlosses zu Olmütz jene feierliche Versammlung statt, in der Kaiser Ferdinand die Krone niederlegte, Erzherzog Franz Karl, sein zunächst zur Thronfolge berechtigter Bruder, auf die Thronfolge verzichtete und die österreiche Kaiserwürde auf den jungen großjährig erklärten Erzherzog Franz Josef übergab. „Lebe wohl, meine Jugend!“ rief der junge Kaiser nach Beendigung der Krönungszeremonie aus. Von seiner Auffassung der nahenden neuen Zeit gibt sein Antrittsmanifest Zeugnis, dessen erste Sätze lauten:

„Das Bedürfnis und den hohen Wert freier und zeitgemäßer Institutionen aus eigener Ueberzeugung erkennend, betreten wir mit Zuversicht die Bahn, die uns zu einer heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesamtmonarchie führen soll. Auf der Grundlage der wahren Freiheit, der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, sowie der Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung, wird das Vaterland neu erstehen in alter Größe, aber mit verjüngter Kraft, ein geräumiges Wohnhaus für die Stämme verschiedener Jünger, die unter dem Scepter unserer Väter ein brüderliches Band seit Jahrhunderten umfassen hält“.

Am galt es, in dem zerrwählten Staate die Ordnung wiederherzustellen, ein neues Oesterreich aufzubauen. Jahre düstersten Sturmes und Dranges in den beiden Reichshälften gingen dahin. Am 18. Februar 1853 überfiel ein ungarischer Schreibergehilfe den jungen Kaiser, der mit knapper Not der Mörderhand entging. Ein Schatten schien sich damals zwischen Wien und seinen Kaiser stellen zu wollen. Er schwand bald und Kaiser Franz Josef hat Zeit seines Lebens Wien ebenso sehr geliebt, wie dieses ihn. Im Frühling 1854 vermählte sich Franz Josef I. mit der wunderschönen Herzogin Elisabeth von Bayern. Aber auch sein junges Eheglück sollte er nicht so voll genießen können, wie jeder andere. 1859 entbrannte der Krieg in Italien und nun sollten Oesterreich und mit ihm sein Kaiser lange Zeit nicht zur Ruhe kommen. Die Niederlage von Sol-



ferino führte zum Frieden von Villafranca, und aus der schleswig-holsteinischen Frage erwuchs der deutsche Bruderkrieg. Venedig ging verloren. Oesterreich löste sich aus dem Bunde; in seiner Weltstellung war eine völlige Umwälzung vor sich gegangen.

Schon das Oktoberdiplom 1860 hatte den Wiedereintritt der konstitutionellen Aera eröffnet. Der liberale Schmerling wurde mit der Bildung eines Kabinetts betraut. Das Februarpatent 1861 schuf die neue österreichische Verfassung. Doch erst 1866 vollzog sich die völlige parlamentarische und dualistische Durchbildung des Reiches, auf der die heutige Oesterreichisch-Ungarische Monarchie aufgebaut ist. Der ungarische Ausgleich, nach dem Rade und Andrássy geschlossen, gab Ungarn nach langen blutigen Wirren seine Verfassung wieder. Prunkvolle Krönungsfeierlichkeiten besiegelten die Versöhnung. Mit dem ungarischen Ausgleich und der Berufung des Bürgerministeriums in Oesterreich hatte das Prinzip der verfassungsmäßigen Regierung die Oberhand gewonnen. Keiner hatte seither treuer zu diesem Prinzip gestanden, keiner war ihm ein überzeugterer Schüler als Franz Josef I.

Es folgten nun mehrere Reisen des Kaisers ins Ausland; so im Herbst 1869 die große Orientfahrt zur Eröffnung des Suezkanals. Die Selbstauflösung des Bürgerministeriums rief mittlerweile im Innern neue Entwicklungen hervor. Die Wiener Weltausstellung 1873 bezeichnete den Höhepunkt wirtschaftlicher Entwicklung. Doch bald mußte abermals das Kriegsschwert gezogen werden. Der Berliner Kongreß übertrug der Monarchie die Besitzergreifung und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina. Wider Erwarten konnte die Okkupation nur nach einem langwierigen Guerillakrieg erfolgen. Am 7. Oktober 1879 schloß Fürst Bismarck mit Andrássy in Wien den deutsch-österreichischen Allianzvertrag, der den Grund zum späteren Dreibund legte.

Der politische Horizont hatte sich seither wieder umwölkt. Der Widerstand der parlamentarischen Mehrheit gegen die vom Kaiser richtig erfasste Okkupationsidee hatte schon zu Ende der siebziger Jahre zur Auflösung des Kabinetts Aversperg geführt. Damals begann jene Kette nationaler Streitigkeiten, die durch Jahrzehnte bis in die allerletzte Zeit, immer steigend, insbesondere Böhmen nicht zur Ruhe kommen ließen und die Arbeit des Parlaments fast völlig brachlegten. Inmitten dieser Kämpfe traf den an der Schwelle des Greisenalters stehenden Monarchen am 31. Januar 1889 der schwerste Schlag seines Lebens. Am 31. Januar 1889 verschied der Kronprinz Rudolf, sein einziger Sohn, die Hoffnung des Reiches, plötzlich auf Schloß Mayerling. An den Fingern sind die Leute aufzuzählen, welche die ganze Wahrheit über das Entsetzliche kennen.

Aber Kaiser Franz Josef sollte noch die bitterste Reize des menschlichen Leidenskelches austkosten. Kein Jahrzehnt war vergangen—ein Festtag war für Oesterreich gekommen, das 50. Regierungsjahr des Kaisers—da traf am 10. September 1898 das Messer eines wahnwitzigen Mordbuben zu Genf Kaiserin Elisabeth, die edelste aller Frauen, mitten ins Herz.

Doch Kaiser Franz Josef arbeitete weiter für seine Völker. Und gerade in diesem letzten Jahrzehnt wurde die Arbeit am schwersten, mühevollsten. Der Sprachenstreit in Böhmen war ins Ungemeßene gewachsen. Das österreichische Parlament erlebte Sturmjahren, die einmal—ein unerhörter Fall—durch Polizeimacht gedämmt wurden. Ministerien kamen und gingen

in unabsehbarem Wechsel. Da begann es vor ¹⁸⁹³ auch in Ungarn unruhig zu werden. Die ¹⁸⁹³ Partei, die geistige Nachkommenchaft Ludwig Kossuths, erhob sich unter Anführung seines Sohnes, des Abgeordneten Franz Kossuth, und stellte parlamentarische Forderungen auf, die im Interesse der Einigkeit des Reiches nicht bewilligt werden konnten. Die Situation schien kritisch für das alte Oesterreich. Da stellte sich noch einmal der greise Kaiser mit seiner ganzen Gebietergebietenden Persönlichkeit in die Bresche und siegte. Oesterreich bekam im Frühjahr 1907 das gleiche, allgemeine, direkte Wahlrecht, eine Einführung strengster demokratischer Obervanz, die der Herrscher auf dem Jahrhunderte alten Habsburger Throne mit wahren Scherblid als die Rettung erkannt hatte. Und tatsächlich war damit dem Nationalitätenwader ein Ende gemacht. In Ungarn wurden nach langer hin- und herwogender Fehde Kossuth und die Seinen Minister und unterzeichneten Oktober vorigen Jahres einen zehnjährigen Ausgleich zwischen beiden Reichshälften.

Wenige Tage später erkrankte der Kaiser und man gab ihn verloren. Aber noch einmal siegte seine eiserne Natur, und jubelnd feiern die Völker Oesterreichs den 60-jährigen Geburtstag.

P a u d w i r t s c h a f t u n d G a r t e n b a u.

Der Jorn der Biene^{*)}. Seit meinem Buch über das Leben der Biene bin ich oft darum gebeten worden, eines der gefährdetsten Geheimnisse des Bienenstandes zu enthüllen, und eine Psychologie seiner unwiderstehlichen, unerklärlichen, plötzlichen und oft tödlichen Jornaussbrüche zu geben. In der Tat ist die Behauptung der blonden Honigleuten von einem Kranz grausamer und ungerechter Märchen umwoben. An der von Roseda und Steinklee unblühten Einfassung, die die Töchter des Lichtes umsummen, verlangsamten auch die tapfersten Besucher des Gartens ihre Schritte und schweigen unwillkürlich still. Die Mütter halten ihre Kinder angstvoll zurück wie vor einem unter der Asche schmelzendem Feuer oder einem Schlangennest, und der junge Zunker wagt nur mit Lederhandschuhen, Gazeschleier und in eine Rauchwolke gehüllt der rätselhaften Titabelle zu nahen, nicht ohne ein leichtes, uneingeschuldnetes Schaudern, wie man es vor großen Schlachten empfindet.

Was ist an dieser durch Tradition geheiligten Überlieferung wahr? Ist die Biene wirklich gefährlich? Läßt sie sich zähmen? Ist es gefahrvoll, sich dem Bienenstand zu nähern? Muß man ihrem Jorn trotzen oder vor ihm fliehen? Beißt der Zunker ein Geheimnis oder einen Talisman, der ihn vor Stichen schützt? Solche Fragen werden einem ängstlich von allen denen gestellt, die einen bescheidenen Bienenstand errichtet haben und ihre Lehrzeit beginnen.

Die Biene ist im allgemeinen weder boshaft noch angriffslustig, aber ziemlich launisch. Gegen gewisse Menschen hat sie eine unbewingliche Abneigung, und ebenso hat sie ihre Tage der Abspannung, z. B. beim Naben eines Gewitters, wo sie sich äußerst reizbar zeigt. Ihr Geruchsinn ist sehr fein und sehr argwöhnisch; sie duldet keinerlei Gerüche und vor allem ist ihr der Geruch von Menschenweiß und Alkohol ein Greuel. Sie läßt sich nicht zähmen im eigentlichen Sinn des Wortes, aber

^{*)} Aus der Berliner Wochenschrift: „Das Blaubeuch“. Studie von Maurice Maeterlinck.



während die Bienensücke, die man nie besucht, mürrisch und mißtrauisch werden, gewöhnen sich die, denen man täglich seine Sorgfalt widmet, leicht an die zurückhaltende und vorsichtige Gegenwart des Menschen. Endlich gibt es, um die Bienen fast ungestraft nach seinem Willen zu lenken, eine Menge kleiner Mittel, die sich nach den Umständen richten und die man allein durch die Praxis lernt. Doch gehen wir auf das große Geheimnis ihres Jornes näher ein.

Die Biene ist im Grunde das langmütigste und friedfertigste Tier und sticht nie (wenn man sie nicht quetscht), so lange sie die Blüten besüßelt. Aber in ihrem wächsernen Königreiche behält sie diesen sanften und verträglichen Charakter nur dann bei, wenn ihre Stadt reich ist, ist sie arm, so wird sie kampflustig und gefahrbringend. Wie oftmals beim Studium der Sitten dieses enstigen und geheimnißvollen Völkchens, werden auch hier die Voraussetzungen der menschlichen Logik vollständig Lügen gestraft.

Es wäre natürlich, wenn die Bienen eine Stadt, die von mühsam gesammelten Schätzen strotzt, hartnäckig verteidigen würden, eine Stadt, wie man sie in guten Bieneständen trifft, wo der Nektar keinen Platz mehr findet in den unzähligen Zellen, die wie tausende von kleinen Fässern von den Kellern bis unters Dach aufgespeichert liegen, so daß er längs der summenenden Wände in goldigen Stalaktiten herabtropft und weit in den Auren hinaus den vergänglichsten Düften der sich öffnenden Blumenkelche den dauerhafteren Wohlgeruch des Honigs entgegenendet, in dem die Erinnerung an die von der Zeit geschlossenen Kelche weiterlebt.

Aber dem ist nicht so. Je reicher ihr Stoc ist, desto weniger sind sie darauf bedacht, ihn zu verteidigen. Man öffne einen reichsegneten Bienestoc oder stülpe ihn um: wenn man mit etwas Tabaksquahn die Schildwachen am Eingang vorher verschminkt hat, so wird es höchst selten vorkommen, daß die anderen Bienen einem die flüssige Beute freitig machen, die sie dem Käßeln und der Kuld der schönen Jahreszeit abgewonnen haben. Man mache dies Experiment nur unbesorgt; ich büрге für seine Gefahrlosigkeit, wosern man nur an die segenschwersten Stöcke geht. Man kann sie unwenden und handhaben wie summenende, unschädliche Krüge.

Was bedeutet das? Haben die tapferen Amazonen den Mut verloren? Hat der Überfluß sie verweichlicht, und haben sie, wie die allzu begüterten Einwohner reicher Städte, die gefährlichen Pflichten der Verteidigung auf die unglücklichen Söldner abgewälzt, die an den Thoren wachen? Nein, man kann nie wahrnehmen, daß ihre Tugend durch das größte Glück entwertet wird. Im Gegentheil, je mehr ihr Gemeinwesen gedeiht, desto strenger sind die Gesetze, desto härter werden sie durchgeführt, und die Arbeitsbienen eines Stocdes, in dem sich der Überfluß häuft, arbeiten viel fleißiger und schonungsloser als die eines armen Stocdes.

Es liegen hier andere Gründe vor, die aber wahrscheinlich sind, wosern man sich nur klar wird, welche furchtbare Deutung die arme Biene unsern ungeheuren Bewegungen gibt. Wenn sie ihr gewaltiges Reich plötzlich in die Luft gehoben, hin- und hergestoßen und geöffnet sieht, denkt sie wahrscheinlich an eine unvermeidliche Naturkatastrophe, gegen die es sinnlos wäre anzukämpfen. Sie leistet keinen Widerstand, aber sie flieht auch nicht. Indem sie Zerstörung hinnimmt, scheint sie in ihrem

Instinkt schon die künftige Wohnung zu sehen, die sie mit den Vorräten ihrer erbrochenen Stadt neu zu bauen die Gegenwart ohne Widerstand auf, um die Zukunft zu retten. Oder kommt es wohl vor, daß sie, wenn sie zur Einsicht gelangt, daß alles unwiederbringlich verloren ist, es vorzieht, ihren Teil an der Beute in Beschlag zu nehmen und in einer einzigen wunderbaren Orgie das Leben mit dem Tod zu vertauschen? Wir wissen dies nicht genau. Aber wie sollten wir die Beweggründe der Bienen durchschauen, wenn die der einfachsten Handlungen unserer Mitbrüder uns unverständlich bleiben?

Jedenfalls stürzen sich die Bienen bei jeder großen Prüfung, die über ihre Stadt hereinbricht, bei jeder Umwälzung, die ihnen unabwendbar dünkt, sobald die Schreckenskunde sich unter dem schwarzen, zitternden Völkchen von Mund zu Mund verbreitet hat, auf die Waben, reißen die geheiligten Siegel der verdeckelten Wintervorräte auf, tauchen den Kopf in die duffenden Behälter, kriechen ganz hinein und schlürfen in langen Zügen den keuschen Blumenwein, berauschen sich damit und saugen sich voll, bis ihr geringelter Hinterleib sich verlängert und erweitert wie ein schwellendes Euter. Nun aber vermag die vom Honig aufgeschwellte Biene den Hinterkörper nicht mehr in dem Winkel zu krümmen, der erforderlich ist, um den Stachel zu zücken. Sie wird also dadurch sozusagen wehrlos.

Man wähnt zuerst, der Bienenzüchter brauchte den Räucherapparat, um die kriegerischen Schatzgräberinnen der Luft zu betäuben und halb zu ersüden und so ohne Widerstand in den Palaß der unzähligen Dornröschen einzudringen. Aber das ist ein Irrtum. Der Rauch dient zuerst zum Verschminken der Wache am Eingang, die stets auf Posten und äußerst reizbar ist; dann genügen zwei oder drei Wolken, um die Panik unter die Arbeitsbienen zu tragen, und diese Panik hat die seltsame Orgie zur Folge, die Orgie die Ohnmacht.

So erklärt es sich, daß man mit unverschleiertem Gesicht und bloßen Armen die volkreichsten Stöcke öffnen, ihre Waben prüfen, die Bienen abschütteln und vor seine Füße werfen, sie auf einen Haufen sammeln, wie Getreidekörner umschütten und inmitten des summenenden Schwarms ruhig den Honig schneiden kann, ohne einen Stich zu bekommen.

Aber wehe dem, der die armen Bienenwohnungen anrührt! Man halte sich von den Behausungen des Glens! Hier vermag auch der Rauch nichts, und kaum hat man die ersten Wolken hineingeblasen, so kommen zwanzigtausend wütende kleine Teufel aus dem Innern hervorgeschossen, stürzen sich auf die Hände, umnebeln die Augen und bedecken das Gesicht des Störenfrieds. Kein lebendes Wesen, außer dem Bären, wie man sagt, und dem Totenkopfschmetterling widersteht der Wut der geflügelten Legionen.

Vor allem darf man keinen Kampf aufnehmen, sonst wachen auch die Nachbarcolonien auf. Es gibt kein anderes Heil als schnellste Flucht durch die Büsche. Die Biene ist nicht so rachschüchtig und unverzöhnlich wie die Wespe und verfolgt den Feind selten. Wenn die Flucht unmöglich ist, kann allein die vollständige Unbeweglichkeit sie beruhigen oder irreführen. Sie fürchtet jede heftige Bewegung und greift sie an, aber sie verzehrt auf der Stelle, wenn man sich nicht mehr rührt.

Die armen Bienestöcke leben oder besser sterben in den Tag hinein, und weil sie in ihren Zellen keinen Honig mehr haben, so hat auch der Rauch seine Wirkung verloren. Weil



sie sich nicht vollsaugen können wie ihre begüterten Schwestern, so wird ihr Eifer nicht durch die Möglichkeit einer Keugründung der Stadt beherrscht. Sie wollen dann lieber auf der entweihten Schwelle sterben und verteidigen, mager und eingefallen wie sie sind, mit unerhörtem Heldennut und gleicher Hartnäckigkeit.

Darum transportiert der vorsichtige Inker auch keinen seiner darbenenden Bienensköcke, ohne zuvor den hungrigen Eumeneden ein Honigopfer gebracht zu haben. Er gibt ihnen eine Honigwabe, auf die sie sich stürzen, und auf der sie sich bei Zuhilfenahme von Rauch vollsaugen und berauschen — und alsbald sind sie entwaßnet wie die reichen Bürgerinnen der üppigen Städte.

Es wäre noch mancherlei zu sagen über den Zorn der Bienen und ihre seltsamen Abneigungen, die oft so wunderbar sind, daß man ihnen lange Zeit — und unter den Bauern tut man es noch jetzt — moralische Ursachen und tiefe mystische Intuitionen zugrunde gelegt hat. So ist man z. B. überzeugt, daß die jungfräulichen Schütterinnen die Nähe alles Unkeuschen nicht ertragen können. Es wäre erstaunlich, wenn die klügsten Geschöpfe, die mit uns auf diesem unbegreiflichen Erdball leben, der unschuldigsten Sünde ebensoviel Bedeutung beilegen wie der Mensch.

Im Grunde kümmern sie sich nicht darum; aber sie, deren ganzes Dasein sich im hochzeitlichen Gauche der Blumen wiegt, verabscheuen die künstlichen Düfte, die wir aus ihnen gewinnen! Muß man annehmen, daß die Keuschheit weniger Düfte verbreitete als die Liebe, und liegt hierin der Grund des Haßes der eiferfüchtigen Bienen und die strenge Sage, die sie Tugenden rächen läßt, welche ebenso eiferfüchtig ist wie sie? Wie dem aber auch sei, diese Sage gehört unter die große Zahl derrer, die den Naturerscheinungen große Ehre anzutun wännen, wenn sie ihnen menschliches Empfinden beilegen. Es wäre im Gegenteile besser, unsere kleine menschliche Psychologie so wenig wie möglich in alles einzumischen, was wir nicht ohne weiteres verstehen; es wäre besser, wenn wir unsere Erklärungen außer uns suchten, diesseits oder jenseits des Menschen; denn wahrscheinlich liegen hier die endgiltigen Offenbarungen, die wir noch erwarten.

Literatur und Kunst.

Waro.

Erzählung aus Tmeretien von Arthur Leist.

(4. Fortsetzung.)

Waro konnte kein Auge mehr schließen, sie lag bis zum Morgen schlaflos da, und als es anfing Tag zu werden, nahm sie ihren Krug auf die Achsel und ging zur Quelle hinunter. Während sie ging, war es ihr, als ob ihr etwas begegnen müsse, aber sie ging dennoch weiter und beschleunigte sogar ihre Schritte.

Ein frischer Morgenwind wehte ihr entgegen, im Gestrüpp zwitscherten die Vögel, im Grase zirpten laut und eifrig die Grillen. Sonst war es still rings umher, nur die Quelle murmelte unten in der Tiefe klangrein und ununterbrochen wie immer.

Waro stieg hinunter und setzte sich auf einen Stein nieder. Ihr war so wohl zu Mut in dieser Stille und Frische, so angenehm ging es ihr durch alle Glieder, als sie sich an die Felswand zurücklehnte, daß es ihr gar nicht einfiel aufzustehen. Eine halbe Stunde saß sie so da und war beinahe einge-

nicht, als sie plötzlich durch ein Geräusch aufgeschreckt wurde. Sie schlug die Augen auf und erblickte Kostom. Kostom war auf dem Pfad herunter geschritten kam.

„Ach, wie Du mich verfolgst!“ rief sie ihm entgegen und sprang auf. „Geh fort! Was willst Du von mir?“

Kostom achtete nicht auf ihre Worte und kam eiligst auf sie zu.

„Geh zurück!“ begann sie wieder und bekreuzte sich.

„Was jagst Du mich denn fort, Du Aufgangssonne?“ sagte er, sich ihr nähernd. „Du raubst mir den Schlaf, ich denke nur an Dich, und doch willst Du mich nicht ansehen und kein Wort mit mir sprechen. Ich bin ja kein böser Mensch.“

„Das denke ich auch nicht,“ entgegnete sie etwas ruhiger.

„Nun, das denke ich nicht, aber gehe zurück oder laß mich gehen!“

Sie ergriff schnell ihren Krug und füllte ihn mit Wasser, während er an die Felswand, wo der Pfad ausmündete, zurücktrat und hier stehen blieb. Er sah schon aus in seinem weißen Tischerfesslerrock mit dem silbernen Dolchmesser im silbernen Gurte. Sein härtiges, von Verlangen gerötetes Gesicht strotzte vor Jugend und Gesundheit. „Laß mich vorbei!“ wiederholte sie von neuem, doch ihre Stimme war viel weicher geworden, und als sie ihn bittend anschaute, wie er so schön mit zur Seite gestülpter Feßmütze vor ihr stand, da lag gar keine Furcht mehr in ihren Augen.

„Gut, ich will Dich vorbei lassen, aber Du mußt mir zum Abschiede die Hand geben!“ versetzte er schmeichlerisch.

„Wozu denn? Kaum Dir denn meine Hand Freunde oder Glück bringen? Du bist ein Lawadischwillki (Fürstensohn) und ich eine Bäuerin. Was kann Dir an meinem Handdrucke liegen?“

Als sie diese Worte zu Ende sprach, waren von oben her mehrere Stimmen zu vernehmen.

„Ach, heiliger David, hilf mir!“ flüsterte sie, die Hände auf die Brust legend. „Geh fort und laß mich allein! Wenn Dich jemand hier mit mir sieht, bin ich verloren!“

„Kommt, verdecken wir uns!“ warf er ihr zu, ergriff den Krug und zog Waro mit sich fort hinter einen Felsblock. Sie war wie betäubt und wehrte ihm nicht.

Kaum waren sie geborgen, als oben am Rande der Schlucht sechs Mädchen mit Krügen auf den Achseln erschienen. Sie stiegen plaudernd den Felspfad hinunter und füllten eine nach der andern ihren Krug mit Wasser.

Kostom hatte Waros Hand nicht losgelassen, er zog sie immer näher an seine Brust, bis er sie mit beiden Armen umfing und seine Wange an die ihrige presste. Sie zitterte am ganzen Körper und gab keinen Laut von sich. Erst als die Stimmen wieder zu verstummen schienen, machte sie Anstrengungen, sich seinen Armen zu entwinden, und flüsterte: „Sieh, ob sie schon fort sind!“

Kostom trat behutsam hervor und blickte hinaus. Das letzte der Mädchen verschwand eben im Gestrüpp.

„Ja, sie sind fort!“ sagte er, zurücktretend, umfing sie von neuem mit seinen kräftigen Armen und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

„Du bringst mich um, Du süßer Mensch!“ seufzte sie und stieß ihn von sich. „Ach, warum habe ich Dich jemals angeblickt! Warum habe ich mir nicht das Gesicht zerträgt, nachdem mich Dein erster Blick getroffen hatte! Du hättest mich dann



nicht mehr angesehen.“

Sie drückte ihre geballten Fäuste auf die Brust und starrte ihn wie beunruhigt an. Das Tuch war ihr vom Kopf gefallen, und so stand sie mit wallendem Haar da wie ein Klagenweib, das einen Toten bejammert. Auf ihrem Gesicht lag zugleich der Ausdruck tiefen Schmerzes und ungestümmen Leidenschaft.

„Sei ruhig, Waro!“ bat sie Rosen.

„Ach, Du süßer Mensch, Du Herzhauger!“ rief sie, tief seufzend, und stürzte ihm an die Brust. „Küsse mich, küsse mich!“

Plötzlich entwand sie sich wieder seinen Armen, ergriff ihren Krug und wollte fortgehen.

„Waro, wann sehe ich Dich wieder?“ fragte er vor sie hinstretend.

„O, ihr Heiligen, helft mir! Er bringt mich um!“ seufzte sie. „Lass mich fort, lass mich fort!“

„Also Du willst nicht mehr wiederkommen? Du liebst mich nicht?“

„Wie es den Durstigen nach Wasser verlangt, so verlangt es mich nach Dir!“ hauchte sie ihm zu und lief wie rasend davon.

(Fortsetzung folgt.)

Brief vom Sangeorg.

Mitau, d. 17. April 1908.

Was ich am Dschtra erlebte han.

Bevor ich zu meine Dschtraerlebnisse übergehe, möchte ich noch ein Wort für mein schönes Gruss danken und ihm ja, des heb me gegheier gsaet, daß an amol de Jakob ebas von sich haera lau hot. Mir sieht doch, daß sich d' Schwoba emmar wieder sendat, wenn an d' Welt no so groß ischt, und ich will deshalb maen nija Landsmann an en schöna Gruss schicka.

Dear oder d'r sel weardn wahrscheinlich denka, no was ischt denn von Dschtra so wichtichs zom wissa, des ischt etamol d'wart, daß mir des no an leat; aber wandher guata Schwob würd sich vielleicht doch dafür entressitara und namentlich so alte Mitatarka, dia iharn Samuel oder Johann em Soldatadentscht hent. Do ischt doch an e mancher Eiszter ausgstosha und gsaet wordat: „Ach, wenn no an jetzt de Johann a baar gserbte Dier und eina von deane Brega da heit“, do det er sich doch gwies an fraia.“ Aber deane, dia no dort hieb send, gohts an et halba so schlecht, wie dia Mitatarka emmar denkat; und weil ich an von deane dorthiba vener ben, so glaub ich, daß ma Schreiba manche recht entressand sae würd. Des woest ich so jedas, daß vor Dschtra dui still' Woos ischt, und daß mir do et fort gan soll, sondern recht brav drheim nasiga soll und hechstens ds Ghangbiachte vornehmia und ganz henda en deam d' Leidensgeschichte leaja. Grad so han ich an gemacht, bsunders am Greadomerschdech und Karfreidch. Wenn mir do en deane Däg dia Leit asieht, no jed mirs gar et glauba, daß dia am Dschtra wieder so luschtesch sae kennt; aber, natierlech, mir muas sich an en Zeit schida, sonst deda dia Leit glei wieder ja: „No, do haert allas auf, dear glaubt an kein Gott und kein Driß mai.“ Am Samstaglech vor Dschtra hent mir alle gemeinschaftlech Dicar gfarbt, was ich en dr ganza Welt dr Brauch ischt. Do isch wirklech sae zuaganga; a jeder hot seine Dier wella am scheschta macha, aber ich han mir gar et so arag blozt. Ich han so denkt: „Dia Dier weardn so später doch vermisch, zom was brauchat dia so kenschtlareisch gfarbt sae, d' Hauptsach ischt des, wenn en deara Schal

was Guats enthaltat ischt und des hängt so et von deane ihyrie Farba a.“ No dui Arbeit uf dr Seit gwica ischt, hent mir ein klaena Spaziergang gmacht, gar et weit, no an a brite vor d' Stadt nau. Weil do dui sbe Frühlingssonn gischaent hot, hent alle gsaet: „No, wenn am Dschtramedech so iches Wetter ischt, no muas mir a' Botschaft macha.“ No mir ischt des natierlech recht gwica, denn ich han f a am Karfreidch denkt, daß heit guat zom Botschaft war. Uf dea Schmerz send mir no an so allmählech boenganga Endlech ischt amol Samstagebobad worda, mo ds Gäsle amol kommt, und ich han no wella sae, wie se do Dschtra seirat, aber an deam Obad ischt nig gwica. Noch am Nachtesa hent sich alle versammelt und ich han glei denkt, jetzt gang's los, aber an do ischt nig bsunders gwica. Endlech noch deam alle eiverstanda gwica send, hent mir asanga spiela. Wie dia Spielar hoefat, woest ich nemme; mir hot halt ebas auf a Babiarle nagschriebe und no ischt was recht Lächerlech rauskomma. An deam hent mir bald saet griagt und send bald uf des Spiela ens Bett. Am Dschtrajoundch, noch dr Kirch han ich aber doch ebas gmerkt und noch ama klaena Weile hots ghoefa: „Jetzt amol en da Garda und Dier gsuacht!“ No, des kennt ar euch denka, wie stent mir do an dr Arbeit gwica ischt. Bald hent saecht alle ihare Dier ghet, no baar send no ohne Dier blieba; natierlech ben unter deane en ich gwica. Wenn ich eifrech gsuacht hätt', hätt' ich gwies an scha maen Doel ghet, aber ich ben en Gedanka emmar so halba dr Hoem gwica und han manchmol denkt, heit wärs dr Hoem an et schlecht. No, endlech, nochdeam ses mir zaegt hent, han ich maen Pai an gfonda und dui Graed ischt doch groß gwica. „Jetzt well mir amol Dier rolla!“ hot's ghoefa. Ich natierlech glei drbei, obwohl ich nig von deara Arbeit verstanda han; aber was ischt drbei rauskomma? Ich han so viel Dier gwonna, daß ich dr Dierfenech worda ben. Mit deam Dittl hent ich an srida gwica und weil d' Dierfeneche a Graele worda ischt, so han ich jogar a klaes Stölzle vrstarrt und het emmar no weiter gspielt, aber alles ischt eaba a Weile schen. Jetzt han ich denkt, do sel's doch an guat, wenn an koene so Hafagärtla gmacht weardn, wie dr Hoem. Und en dr Tat, unsre Kompanie war an gar et so proft, sondern recht nobl; jogar a Berlenar ischt drbei gwica. Mo dear gsaet hot, mir welle amol alle auf Ziel schiassa, ear geab d' Badrona drzua, no han ich denkt: „No, du bist doch a jaes Wendle“, denn ich als Kaukasier kann nig bessars senda als schiassa und bsordre, wenn's d' andre zahlet. Bis no a jedr zwoc mol gschossa ghet hot, ischt an dr Tag vom gwica, und dear Berlenar hot an saene 50 Badrona druz ghet. Gschossa hent mir mit so ama klaena Gewehrle, se hent do gsaet, des sei soa Mondegrischtle. D' Hauptsach ischt des, daß guat gschossa hot. Weil domol alle gsaet hent, mir welle am Dschtramedech ruadra, hent mir an ganga. Do manche von unsre Kollega en ara Aulstalt, dui egsfahr drei Werst von Mitau weg ischt und Thabor hoest, biske Arbeit ghet hent, hent mir an gradweg's dort nagsahra. Des ischt d's Glied gwica, daß a großer Kanal dort na siart, oder sonst wär wieder ke Dinechtaet gwica und aus onfram Bergniaga wär aerstet nig worda. Dear Kanal hoest „Jakobskanal“, weil dear vom friarecha Herzog Jakob graba worda ischt, dear d' Stadt mit guatam Trinkwasser vrjorga hot wella. An deam Kanal send hieb und dieb zwoc Noja Birkabeem, und an lenka Uf geht a ebanar Weag entlang, so daß do recht schen zom sahra ischt. Mir hent zwoc Boot gmiadat und send amol los-



gsabra, abr des hent mir et denkt, daß dui Bootsfahrt uns so deiser kämt, wie des nochbear tauskomma ischt. Ebas hot mir doch wederlich gfallt, nämlich des, daß über den Kanal wengschens an 66 Brücke gangat, dia alle so niedr send, daß sich dia vornehma Fraela emmar hent buga miasha, wenn se ihare Diatka uf m' Kopf hent bhaltta wella. Des wär am End net so schleun, als wenn m'r do endlich no dia Brucka zemareißa dät, was aerischt recht schlecht wär. Zaerichte ischt dui Sach guat ganga, aber no hent dia Herrjbasta denkt, des werd an grad so guat gau, wenn mir sich au et so arg buja dear. I han miar aber glei eibildet, was do komma werd. Und richtig! Unter dr nöschta Bruck hot so a Mändle d'Nuadr ens Wasser falla lau, und i will natierlech dia glei fassa und kyp drbei fahet des Boot um, so daß a guatr Schuckar Wasser ens Boot raekomma ischt und alle so a bisle agnezt hot. Dui Warneng hot guat gwirkt und so send mir no durch dia andre Brucka an ganz guat durechkomma. Knabs kommat mir an dr 5. Bruck a, no schreiat scha dia en deam andra Boot, miar solle dem Verlenar jaen Schirm auffanga, dear ehni ens Wasser gfalla sei; abr miar hent des et glei gmerkt und send uf dea nufgsabra, so daß er mit ama weiße Snupfdiachle, des an da Griff nabonda gwera ischt, auf emmar verschwonda ischt. Jetzt, wie mir am Ziel akommat, hoefts, dr Verlenar heb au jaen Klemmar vloro. (Weil grad vom Schirm d Red gwera ischt, so wurd a manchs denka, was dear Klemmar au fir a Kloebengschidic fac mag, und daß recht verstanda wurd, will i au a kurze Erklärung drzua ge. A Klemmar ischt nämlich so a Brill, dui mir auf d Nas' klemmt, weil se loene so Hoga hot, zom an d Ohra abrga, wie des an deane andre Brilla gewehnelech ischi). Deam muas abr des Gened et gfalla hau und mir hot no gjaet: „Das Neden hilst ja doch nichts, sie sind do weg.“ Biellecht ischt doch et so arag gwera, wie dear dau hot, dear hot des no et wella merka lau. So hent mir dea Verlenar emmar wieder a bisle gnezt, bis dia andre von dr Anstalt zueckkomma send. Nochdeam mir uns wieder en de Boot plaziart ghet hent, hemr da Nickweag atretta, ohne daß mir glaubt hätte, daß ds lächarlechicht aerischt jekt komma det. Wie mir so halbweags gwera send, hott's amol asanga schitta und miar natierlech en greichtr Eil unter d nächst Bruck, no mir an em Reaga agwardat hent. Obwohl does aufrecht siya hot kema, ischts doch recht luschdech gwera; abr wie dr Reaga nochglau hot, hent mir uns aus am Staub gmacht und guet, daß mir Hoem komma send. Obwohl dear Verlenar jaen Schirm vloro hot, sent mir doch alle drucka akomma und hent uns no manchmol über dui Bootsfahrt luschdech gmacht. I aber han no manchmol denkt: „Aber sibe isch doch gwera.“ W dui Melodie han i Dschtra vrbrocht. Dr Gangeorg.

Brief von Jakob.

I han au gleasa, was en de letschte Nr d'r „Kaufmännische Post“ d' Helenadorfar und d' Kathrenaselder fir en großardecha Prozeß ghet hent. Aber boedar Toel muas i recht geh, denn jedas hot em andra seine Zehlar aufdecka wella. 's ischt an fees von deane ohne Zehlar, wedar N., no K., denn keine Nos ischt ohne Dorn. I wenschen daß se wieder bald mitnandar Frieda schliasa mechte, denn 's schloht doch schau er d'r Bibl: Lasse die Sonne nicht über deinem Zorn untergehen“. Bei deane isch et a so, dia hent jekt schau beiu en ganza Monat Streit mitnanda und hent er et guat gmacht.

Das jech d' Helenadorfar viel eibildet, der Kathrenaselder aber mit deane iara Weisheit isch no et so gschick, wie elle jaget. Des sieht mar schon aus deam Beispiel: deane ier Lehrer hot en Schular gtrogt, worom den dui Arameniarfischer in Murut eaba 3 Fenster hab? „Ja, weil se no jung ischt!“ hot no deat gjaet, „wenn se altar wurd no griagt se villeicht funf eder sechs“. Jekt denkt amol drüba noch, ob des a Antwort ischt voma gebildata Helenadorfar Zentralshular?

I denk dear Kathrenaselder kemt jekt seine Trana abwischa und kemt jekt wieder frohlich fac, denn bald hoest 's von K.: „Hinsternis weicht, es strahlet hernieder lieblich und frohlich ein helles Licht.“ Und dear Stern goht no über K. auf und Helenadorf stoht no en dar Feustarnis wiage von K. emmar gmoet hent. En sehena Gruas an da Hannes, an fac Barbale und an alle seine Bekannte und Verwandte von Suram guata Freund Jakob.

Aus aller Welt.

Der Huldigungszug vor dem Kaiser Franz Josef. Der Huldigungsfestzug, der am 12. Juni n. St. in Wien stattfindet, wird noch ein größeres Gepränge aufweisen als der Festzug, vom Jahre 1879, den bekanntlich der Maler Makart in so glänzender Weise zusammengestellt hatte. An der Spitze des Ausschusses steht diesmal Graf Hans Wilczek. Der Festzug ist im Programm bereits fertiggestellt; aber es erfolgen noch immer so viele Anmeldungen, daß notgedrungen Abänderungen stattfinden müssen, die aber nur eine Ausdehnung und jedenfalls keine Beschränkung bedeuten können. Eingeleitet wird der Zug von Herolden, die in den Farben der Kronländer und Städte Oesterreichs erscheinen; die Gruppe wird durch Kinder mit Blumen und Kränzen ergänzt. Den historischen Teil eröffnet Kaiser Rudolf von Habsburg mit dem deutschen Heerbanner. Die Söhne zahlreicher Adelsgeschlechter, die ihren Stammbaum auf Rudolf von Habsburg zurückleiten, erscheinen in den noch aufbewahrten Originaltrachten in den Farben ihres Hauses, das Wappenschildchen an der Lanze, gefolgt von Knappen. Die nächste Gruppe bringt den Auszug der Wiener Bürger zur Belagerung einer Neubritzerfeste. Maler Kessler besorgt die Skizzen dazu. Nun kommt Rudolf der Stifter, der, von Kirchenfürsten und Würdenträgern gefolgt, nach der Grundsteinlegung des Stefandomes zu die Burg zieht. Das Modell des Domes tragen 16 Bauleute. Die Gruppe 6 bringt den Aufzug zum Turnier zur Zeit Kaiser Friedrichs des Dritten. Die Maler Holliger und Kobonansky besorgen diese farbenreiche Gruppe. Dann kommt die Doppelhochzeit der Enkel Kaiser Maximilians des Ersten. Polen, Böhmen und Ungarn erscheinen im Zug. Kaiser Maximilian und König Wratislaw werden in Säufen getragen; König Sigismund reitet, die Prinzessinnen fahren in goldenen Kutschen. Gruppe 8 bringt einen Heereszug zu Ende des 16. Jahrhunderts, Gruppe 9 die Sieger von Nordlingen im dreißigjährigen Krieg: General Gallas, Piccolomini, Werth, Isolani und seine Kroaten. Hierauf folgt die zweite Belagerung Wiens durch die Türken. König Sobieski und Graf Rüdiger von Starbemberg, die Kurfürsten von Bayern und Sachsen erscheinen im Zuge. Das Pferd Kara Mustaphas wird mitgeführt. Die Bischöfe Kollonitsch und Sinelli mit den von ihnen beschützten Waisen werden von einer riesigen Volksmenge begleitet. Eine der glänzend-



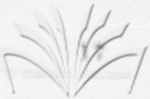
sten Gruppen wird die des Prinzen Eugen von Savoyen sein, der, von allen seinen Generalen begleitet, mit Kavallerie, Artillerie, Troß und Train vorüberzieht. In dieser Gruppe wird das Arsenal seine reichen Schätze beisteuern. Gruppe 12 bringt die Zeit der Kaiserin Maria Theresia mit der Monarchin selbst, ihren sechzehn Kindern, darunter Königin Marie Antoinette, und allen berühmten Persönlichkeiten dieser glanzvollen Epoche. Nun folgen die Gruppen des siebenjährigen Krieges. Nachdem Kaiser Josef schon in der Gruppe der Maria Theresia erschienen, wird seine Zeit durch ein ländliches Fest aus Haydn's „Vier Jahreszeiten“ illustriert. Der Krieg gegen die französische Republik gibt die Zeit Kaiser Franz I.; dann folgt Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern. Im Tiroler Landsturm 1809 erscheinen die Freiheitshelden Hofer, Speckbacher, Pater Gaspinger, das letzte Aufgebot im Momente, da es noch einmal gegen den Feind geht. Ein Pratekorsso zur Zeit des Wiener Kongresses und die Arme des Feldmarschalls Radetzky schließen den historischen Festzug ab, und es folgt die Huldigung durch Herolde, durch den Aufmarsch der Bürger Wiens, durch die Vertreter der Völker Oesterreichs in ihren Trachten, endlich durch den Aufzug der Sportvereine Wiens als Huldigung der wehrhaften Jugend des Reiches.

Ein Tag aus dem Leben des Kaisers Franz Josef. Der Kaiser verläßt im Sommer um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, während der Wintermonate um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens das Bett. Der Kammerdiener ist ihm beim Anziehen behilflich, doch läßt sich der Kaiser von ihm nur wenige Dienste leisten. Der Kaiser benützt zum Waschen stets das kalte Schönbrunner Hochquellenwasser. Der Barbier ist schon am frühen Morgen im Schlosse, doch hat er nicht viel zu tun, da der Kaiser sich selbst rasiert. Der erste Besuch, den er empfängt, ist der seines Leibarztes, bei dem er sich nach den Witterungsverhältnissen erkundigt. Darauf begibt er sich in sein Arbeitszimmer, wo sich der Flügeladjutant vom Dienste meldet. Dieser überreicht dem Kaiser, falls amtliche Ausfahrten vorgesehen sind, das schon früher bestimmte Tagesprogramm und erbittet sich darauf die weiteren Befehle. Der Kaiser selbst ändert niemals etwas an diesem Programm, außer, wenn sein Leibarzt es zu lang und ermüdend findet. Nachdem der Kaiser seine Aufträge erteilt hat, tritt er seinen gewohnten Spaziergang an. Mag das Wetter noch so schlecht sein, mag es draußen stürmen oder schneien, von seinem Morgenspaziergang läßt er niemals. Meist macht er diesen ohne Begleitung. Den Säbel läßt er zu Hause und nimmt dafür einen Spazierstock zur Hand. Häufig dehnt er seine Spaziergänge auch auf den öffentlichen, zur frühen Morgenstunde noch geschlossenen Park aus, von dem aus er dann wohl auch seine Schritte in den Tiergarten lenkt, wo er zahlreiche Lieblinge besitzt. Bei schönem Wetter währt der Spaziergang eine Stunde, bei schlechtem wird er bis auf 10 Minuten verkürzt. Das ausMilchkaffee und Milchbrot bestehende erste Frühstück ist er im Arbeitszimmer und liest dann etwa 30 Minuten lang Zeitungen. Dabei werden ihm alle österrreichischen und die führenden ausländischen Blätter vorgelegt, von denen er manche liest, manche nur durchblättert. Außer diesen unzer schnittenen Zeitungen werden ihm noch zahlreiche Ausschnitte vorgelegt, die er manchmal mit Randbemerkungen versieht. Nach einer kurzen Pause beginnt die eigentliche Arbeit. Zuerst liest er die persönlichen Briefe und Depeschen, die von Mitgliedern seiner Familie oder von fremden Fürsten an

ihn gerichtet sind. Mittlerweile ist aus der Hofburg die Prinzessin, ein Wachtmeister der Leibgarde-Schwadron, im Schlosse angekommen. Er bringt eine große verschlossene Aktentasche mit, deren Inhalt sofort auf den Schreibtisch des Kaisers gebracht wird. An Wochentagen fährt er gewöhnlich gegen 9 Uhr in Begleitung seines Flügeladjutanten in die Hofburg. Die Fahrt geht durch die um diese Zeit sehr belebte Mariabilderstraße, wo der Kaiser stets mit brausenden Hochrufen begrüßt wird. Wenn das Wetter es irgend erlaubt, wird zu der Fahrt stets ein offener Wagen benützt. In der Hofburg wird die Arbeit fortgesetzt. Es werden die General-Adjutanten, die Kabinettsdirektoren, die zur Audienz befohlenen Generale empfangen und mit kurzer Unterbrechung bis $\frac{1}{2}$ gearbeitet. Dann kehrt der Kaiser nach Schönbrunn zurück. An Sonntagen bleibt Kaiser Franz Josef meist in Schönbrunn und wohnt dem Gottesdienst bei. Er frühstückt um $\frac{1}{2}$ Uhr. Es besteht aus einem nicht besonders reichen Mahl, zu dem er ein Glas leichtes Weines trinkt. Abends promeniert er kürzere Zeit auf dem Balkon und empfängt Besuche. Eine alte Gewohnheit des Kaisers, von der er auch in den Tagen seiner Erkrankung nicht gelassen hat, ist es gegen 7 Uhr abends den Flügeladjutanten selbst zu verabschieden, was er stets mit den Worten tut: „Ich danke, ich brauche heut nichts mehr.“ Gegen 8 Uhr abends zieht sich der Kaiser in sein Schlafzimmer zurück.

Könige im Trambahnwagen. Aus Christiania wird berichtet: Bei ihrem Besuch bei König Haakon hatten König Eduard und seine Frau die Fesseln des Hofzeremoniells abgestreift, und in heiterer Ungezwungenheit genossen die beiden Königsfamilien gemeinsam die Besuchstage, unternahmen Ausflüge in die Umgebung oder wandelten durch die Straßen der Hauptstadt, um in den Läden ihre Einkäufe zu machen. Zum Donnerstag hatte König Haakon seinen Gästen einen Ausflug nach Holmenkollen, einem der schönsten Punkte der Umgebung Christianias, vorgeschlagen und man beschloß, der Bequemlichkeit halber einfach die elektrische Bahn zu benutzen. Obgleich der Plan geheim gehalten wurde, hatte sich eine schaulustige Menge um die beiden Trambahnwagen versammelt, die bereit gestellt waren. Die Menge lachte herzlich, als der wohlbeleibte König Eduard mit einzigem Mißtrauen vor der engen Tür des Wagens Halt machte und ein wenig zögerte, ehe er sich entschloß, den „Aufstieg“ über die schmalen, steilen Stufen zu wagen. „Darf ich Majestät behilflich sein“, meinte Hansen, der an dem Ausflug teilnahm, aber König Eduard unternahm mit gutem Humor das Wagnis ohne Hilfe — und es gelang. Er schritt sofort durch den Wagen und nahm auf einem der vorderen Plätze Platz, als ob er gewohnt wäre, täglich die Straßenbahn zu benutzen. Dort saß er lachend und scherzte, bis alle ihre Plätze gefunden hatten. König Haakon aber gefiel sich in der Rolle des Konduktors und sammelte lachend von jedem Teilnehmer den Fahrgroschen ein, ehe er die Klingelleine zog, um das Abfahrtsignal zu geben. . . Die „Bazillenkutsche“ ist also hoßsähig geworden.

Frithjof Hansen König Eduards Schwiegerjohn? Nach in London und Christiania umlaufenden Gerüchten soll der berühmte Nordpolforscher, der bekanntlich bis vor kurzem norwegischer Gesandter in London war, das Herz der dritten Tochter des englischen Königspaares, der Prinzessin Viktoria, erobert haben. Diese Gerichte haben, wie dem „Hamb. Fremdb.“ aus Christiania geschrieben wird, neue Nahrung erhalten durch den Besuch,



den König Edward bei seiner Anwesenheit in der norwegischen Hauptstadt mit seiner Gemahlin und seiner Tochter Nanien in dessen Villa abstattete, durch den täglichen Verkehr Nanfens mit den königlichen Gästen und durch den ungewöhnlichen Umstand, daß der König Nanfen gestattete, ihm das Abberufungsschreiben hier zu überreichen, was sonst in England zu geschehen pflegt. Nanfen, der im vorigen Jahre Witwer geworden ist, steht im Alter von 47 Jahren, die Prinzessin ist 39 Jahre alt.

Der ungalante Kronprinz von Norwegen. Anlässlich der Nordlandsreise des englischen Königspaars beschäftigten sich die englischen Blätter viel mit dem Prinzen Olaf, dem jungen Thronfolger von Norwegen. Der kleine Prinz ist das enfant terrible der Hofgesellschaft, und als seine neueste Leistung erzählt man sich folgende lustige Geschichte. Der Prinz hat eine große Abneigung gegen ältere Leute. Nun waren kürzlich bei einem Empfange die Gemächter der Königin von Herren und Damen der verschiedensten Altersstufen gefüllt. Plötzlich erschien der künftige König von Norwegen, ging festen Schrittes auf seine Mutter zu und erklärte mit vernehmlicher Stimme: „Hoffentlich sind heute nicht so viel alte Damen da!“

Prinz Karl von Schweden nebst Gemahlin, Prinzessin Ingeborg und der Großfürstin Maria Georgijewna fuhren während ihres Aufenthalts in der Residenz in Hofequipagen umher und machten Einkäufe. Sie besuchten unter anderem auch das Depot von Erzeugnissen des Hausfleisches der Moskauer Landschaft am Vitciny Prospekt, wo sie Sachen aus Papiermaché, zwei hölzerne Häuschen und andere Sachen erwarben, und mehrere Exemplare des Spielzeugs „Wanjka Wstankja“.

Schnee. Aus London wurde unter dem 24. April n. St. gemeldet, daß seit dem 23. abends ein furchtbarer Schneesturm mit Frost im ganzen Inselreiche herrsche. Edinburgh lag nachts unter einer 6 Zentimeter hohen Schneedecke und auch London bot einen winterlichen Anblick. — Aus Innsbruck wurde fast gleichzeitig gemeldet, daß der Bremser und der Arlberg-Pass tief im Schnee liegen. Auf der Flegelstraße wurde der Maschinenwärter Karl Sokol aus Klentsch in Böhmen erfroren aufgefunden. — Auch in Petersburg hat es kaltes Wetter mit Schneetreiben gegeben, und zwar um den 20. April a. St. herum, welches 2 Tage lang anhielt. In den Ostseeprovinzen war dasselbe der Fall. Weiter südlich nach Deutschland hinein war die Witterung freilich nicht so ungünstig wie bei uns in Rußland, aber immerhin war sie hier ebenfalls recht kühl.

Ein 128 jähriger Greis. Am 23. April traf mit dem Frühzug der Unteroffizier a. D. Michail Budnikow in St. Petersburg ein. Er war im Jahre 1797 mit 15 Jahren in das Leib-Husarenregiment eingetreten und hatte über 80 Jahre beim Militär gedient. Budnikow ist 128 Jahre alt. Er stammt aus einer Kalugaer Kleinbürgerfamilie. Er hat an einer ganzen Reihe von Kriegen teilgenommen, unter anderem an dem Feldzuge von 1812. Kutusow und Stobelew kannten ihn persönlich. Budnikow besitzt als Auszeichnungen für seine Tapferkeit sämtliche vier Klassen des Georgsordens und etwa 40 Medaillen und Kreuze. Er kam in die Residenz, weil ihm vor 3 Jahren ein Gewinn von 5000 Rbl. zugefallen war. Für seinen langjährigen Dienst erhält er vom Kriegsministerium jährlich eine Pension von 1200 Rbl. Der Greis fuhr nach Jarosko Sjele und reiste noch am selben Abend nach Twer weiter.

Er ist noch sehr kräftig und hat ein gutes Gebot. **ИЗЪСТАВЛЕН** ren hatte er geheiratet und war Vater von **СЪСТАВЛЕН** zwei Töchtern. Ersterer ist im türkischen Kriege gefallen. Von seinen Angehörigen ist jetzt überhaupt keiner mehr am Leben.

(Pet. Itz.).

Tod einer Hundertfünfsährigen. Aus Gloggnitz wird gemeldet: In der Sommerreise Feigalitz bei Gloggnitz starb im hohen Alter von 105 Jahren die Private Anna Jaderbut. Die greise Frau erfreute sich bis in die letzten Tage großer körperlicher Kräftigkeit und ließ es sich nicht nehmen, bei den häuslichen Arbeiten nach Kräften mitzubelfen. In Touristenkreisen war sie sehr bekannt und ihre bescheidene Hütte war das Ziel zahlreicher Ausflügler.

Verstaatlichung der österreichischen Apotheken. Vor einigen Tagen hielt das zweite mährische Apothekergremium (Gremium-Körperschaft, Gemeinschaft) in Olmütz eine Sitzung ab, in der der zweite Gremialvorsitzer Willerth mit der Ausarbeitung eines Memorandums beauftragt wurde. In dem Memorandum, das der Regierung und dem Parlament vorgelegt werden soll, beantragt das Olmüzer Gremium die Uebernahme sämtlicher österreichischen Apotheken durch den Staat, eventuell durch Landesverwaltungen. Die Majorität der österreichischen Apotheker ist gegen diesen Vorschlag des Olmüzer Gremiums, da eine eventuelle Uebernahme der Apotheken durch den Staat ihnen keine materiellen Vorteile brächte. Dann aber dürfte sich auch der Staat selbst diesem Vorschlage gegenüber ablehnend verhalten, da er sich bereits in dem Motivenberichte zum neuen Apothekergesetze gegen die Uebernahme ausgesprochen hat.

Bermischtes.

Seltene Berufe. Die großen Städte machen seltene Berufe möglich, Berufe für Leute, die keinen Beruf haben. In Paris z. B. gibt es Männer, die sich als Schutzengel für Trunkenbolde etablieren, indem sie gegen Entgelt die Kneipenboder, die nicht mehr ganz fest auf den Beinen sind, sicher nach Hause geleiten. Manche Gastwirte engagieren für die Nacht zwei oder drei solcher Schutzengel, und die Ehefrauen, die den treuen Gatten in der Hut so fremdblicher Begleiter wissen, können ruhig schlafen. Zu den eigenartigen Berufen gehört auch der der menschlichen Beckfahren: Das sind arme Frauen, die für ein paar Pfennige pro Tag in aller Herrgottsfrühe die allein lebenden Arbeiter, die draußen in den Vorstädten wohnen, aus dem Schlaf wecken, damit sie nicht zu spät zur Arbeit kommen. Ein an die „Gazetta di Torino“ gerichteter Pariser Brief erwähnt nach der „Voss. Itz.“ noch andere seltene Berufe, darunter auch solche, die sehr großen Gewinn bringen bzw. brachten. Großen Reichtum erwarb ein Mann, der alte Stöpsel sammelte sie durch einen besonderen chemischen Proceß so reinigte, daß sie wie neu aussaßen, und sie dann für 3—5 Francs pro tausend Stück an Gastwirte, Krämer usw. verkaufte. Ein anderer schaffte sich eine halbe Million, indem er in den Wäldern Ameisen sammelte und sie einer besonderen Temperatur aussetzte, so daß sie sich in geradezu fabelhafter Weise vermehrten; diesen Ameisenreichtum verkaufte er dann sachweise an die Japanenzüchter in der Umgegend von Paris. Typischer noch ist die Geschichte von Frau Banard, die nach einjähriger Ehe ihren Mann verlor und mit 18 Jahren als mittellose Witwe da stand. Die Frau hatte



nich in dem Geschäft ihres Mannes, der Parfümeriehändler gewesen war, einige chemische Kenntnisse angeeignet und begann nun Aufschlüssen, die sie zusammen mit altem Zeitungspapier, Zigarettenstummeln und ähnlichen Dingen in den größeren Restaurants und Kaffeehäusern sammelte, nach einem besonderen Verfahren zu destillieren. Sie gewann aus den Schalen einen „Curacao“, den sie sehr billig und trotzdem mit hohem Gewinn verkaufte. Nach einigen Jahren war sie Besitzerin einer Schnapsfabrik und jetzt ist sie Millionärin und besitzt eine der größten Destillationen in Paris.

Was zu einem Wolkenkratzer gehört. Eins der fünfzig Stod hohen Geschäftsgebäude, die in Newyork jetzt im Bau sind, erfordert folgende Materialien: 20 000 Tonnen Stahl für das „Gerippe“ des Gebäudes; 37 000 Tonnen Gusswürfel für die Korridore; so viel Steine, daß sie, aneinander gelegt, von Newyork nach Denver reichen würden; 4500 Tonnen Terrakotta für die Verzierung; genügend Glas, um drei Straßenblocks damit zu bedecken; für Heizung und Wasserleitung Röhren, die von Newyork nach Albany reichen würden; genügend Drähte für eine Telegraphenlinie von Newyork nach Philadelphia und über 30 000 Glühlampen.

Stimmen aus dem Publikum.

Tipis d. 4. Mai 1908.

Gechrte Redaktion!

In der Stadt geht ein Gerücht um, dem ich keinen Glauben schenken möchte, aber da es von vielen Personen hartnäckig wiederholt wird, erüchte ich die gechrte Redaktion der „Kauf-Post“, den beunruhigten Gemeindegliedern baldmöglichst die nötige Aufklärung zu geben. Man erzählt sich nämlich, der neue Kirchenrat beabsichtige vor unsere Kirche, an der Ecke der Michael- und Kirchenstraße Kaufläden aufzubauen! die Anlagen im Vorhof der Kirche sollen zum größten Teil vernichtet werden und Kaufläden an ihre Stelle kommen. Die Kirche soll sozusagen verkauft werden und im Vorhofe sollen Krämer feilschen und handeln. Wird die Gemeinde zu einem so geschmacklosen und unser Gefühl verletzenden Plane des Kirchenrates ihre Billigung erteilen? Es ist allerdings sehr lebenswert, daß der neue Kirchenrat daran denkt, die Einkünfte der Gemeinde zu vermehren, es ist auch grundsätzlich gegen den Aufbau von Kaufläden nichts einzuwenden, aber im Vorhof der Kirche dürfen sie nicht errichtet werden. Mögen auch die Kaufleute, die dem Kirchenrat diesen genialen Gedanken zugestüstert haben, darauf bestehen, daß für ihre Läden gerade die Straßenecke einen geschäftlichen Wert hat, so wird doch die Gemeinde zu diesem Unternehmen niemals ihr Jawort geben. Der Plan, der im Grunde genommen, nicht ganz zu verwerfen ist, könnte folgendermaßen verwirklicht werden. Da die Schule erweitert werden soll und muß und der hinter ihr gelegene Garten vom kommenden Herbst an der Schule zur Benutzung angegliedert wird, wäre es zweckentsprechend, den Schulhof und Tummelplatz für die Kinder hinter das Schulgebäude zu verlegen. Dann könnte auch ein Teil des gegenwärtig an einen Holzhändler verpachteten Platzes, hinter dem Pastorat, zum Eingang in die Schule eingerichtet werden. Auf diese Weise wird der jetzige vordere Schulhof frei und es können ohne Schädigung der Kirche an der Michaelstraße, in der ganzen Breite des Schulhofes Läden gebaut werden. Dies ist der einzige Plan, zu welchem die Gemeinde ihre Zustimmung

geben könnte und die „Kauf. Post“, die doch immer, sich ~~von~~ von der Verion zu scheiden weiß, wird gewiß ~~mit~~ mit der uns beunruhigende Plan des neuen Kirchenrates nicht zur Ausführung gelangt. Auch möchten viele Gemeindeglieder wissen, wie weit denn eigentlich die Friedhofsfraße geblieben ist und was in der so wichtigen Schulfrage getan wird. Licht, mehr Licht! Vom neuen Kirchenrat verlangt die Gemeinde viel mehr als vom alten, denn er wurde gewählt, weil dieser fast untätig war. Sollte jedoch der neue Kirchenrat allmächtig alt werden, so würde er seinen Wählern eine bittere Enttäuschung bereiten.

Ein Gemeindeglied.

Nachschrift der Redaktion Tatsächlich ist in dem Kirchenrat von seiten eines Mitglieds der Vorschlag gemacht worden, zu beiden Seiten der Kirchenhofsture einstöckige Läden zu erbauen, doch liegt ein Beschluß in dieser Angelegenheit noch nicht vor. In der nächsten Nummer hoffen wir eine sachliche Beleuchtung dieses Vorschlags von zuständiger Seite bringen zu können.

Kirchliche Nachrichten: Dittis.

Aufgeboren: zum 3. Mal: Emil Reise mit Margarethe Spiz aus Elisabeththal, Julius Robert Ruffis mit Selma Auguste Wisenack, beide aus Vörland; zum 2. und 3. Mal: Jakob Heinrich Gruber aus Innenfeld mit Magdalene Weitingen aus Elisabeththal; zum 2. Mal: Iwan Machalen, röm.-kath. mit Margaretha Anselm aus Alexandershilf; zum 1. Mal: der Künstler Julius Straume aus Vörland mit Auguste Kongvaun, röm.-kath., aus Paris und Immanuel Schlecht aus Elisabeththal mit Friederike Meyer aus Alexandershilf.

Getauft: 1) Viktors Sergijs Delwer alias Seemul; 2) Wilhelmina Wana; 3) Margaretha Karma.

Gestorben: der Untersuchungsrichter Emil Korbez in Terteri.

Batu:

Gekauft: Heinrich Ulrich mit Anna Baude; Johann Heinrich Laube mit Margarethe Eckert, geb. Wiegel.

Gestuft: Marie Egner, Martha Würfel, Tanara Wolf, Johann Einar Käsimäki, Erna Hoffmann, Ida Schlegel, David Steinepreis, Napoleon Hippinus, Lydia Göbel, Robert Töpfer, Viktor Schlotthauer, Alexander Kiebel, Wolf Haradt, Alexander Rendt, Anita Charlotte Seibling, Erik Knoff, Waldemar Rudolf Oesterreich, Gerda Baly Lilly Schneider, Waldemar Meyer, Eduard Müller, Amalie Vogt.

Gestorben: Greta Blochmann, 35 Jahre alt, Marie Sieb, 2 J. a., Elisabeth Stehle, 10 M. a., Eduard Trupp, 1 J. 2 M. 10 T. a., Adam Lug, 64 J., Sophie Lannenstein, geb. Meier, 29 $\frac{1}{2}$ J. a., Alexander Maier, 10 J. 10 M. alt.

Briefkasten der Redaktion.

E.—er in Katharinenfeld. Ihr Schreiben vom 3. Mai ist zu persönlich und durch nichts begründet. Wollten Sie Ihre Gedanken in eine andere Form kleiden, so ließe sich das, was Sie offenbar sagen wollen, vielleicht wiedergeben.

„Ein Kolonist“ u Katharinenfeld. Den Nachsatz zur Ihrer Erklärung vom 29. April haben wir gestrichen, weil er außer einer unmotivierten Kränkung unseres ** Berichterstatters in S. nichts enthält, was irgend wie zur Sache gehörte. Bei dieser Gelegenheit müssen wir Sie nochmals prävenieren, daß, obgleich wir wissen, mit wem wir es zu tun haben, wir dennoch nicht urtheilen können, darauf zu bestehen, daß Sie Ihren Mitteilungen an die Redaktion Ihre Karte oder Unterschrift beifügen, widrigenfalls wir sie in Zukunft ignorieren werden.

„Heleneendorfer Schulfrunde“. Ihre „Uebersetzung“, daß der Artikel in Nr. 42 nicht aus Heleneendorf stammt, ist durch nichts begründet und haben wir daher von dem Abdruck dieses Teils Ihrer Erklärung Abstand genommen.



Witterungs-Übersicht, nach Beobachtungen des Tifliser physikalischen Observatoriums.

Mai 1908.	Luftdruck. (Baromet.) mm.	Temperatur nach Celsius.			Nieder- schläge. mm.	
		Mittel.	Max.	Min.		
1. Donnerstag . .	730.7	14.9	20.9	8.7		
2. Freitag . . .	81.7	15.0	22.6	7.2		
3. Sonnabend . .	27.9	21.1	28.4	8.3		Windig.
4. Sonntag . . .	30.2	21.4	26.8	16.8		
5. Montag . . .	28.6	17.1	29.4	11.8	0.2	Windig.
6. Dienstag . . .	30.2	12.7	16.6	10.6	2.5	Regen, windig.
7. Mittwoch . . .	30.3	14.8	20.8	7.2		

Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber:
Arthur Leift.

Sommer-Fahrplan 1908,

vom 18. April 1908 ab,

nach Tifliser Zeit gerechnet

nach Petersburger sind von nachstehend angegebenen Zeiten 58 M. abzuziehen.

Nr. des Zuges.	Abg.	Anf.	Von Tiflis nach:		Nach Tiflis von:		Nr. des Zuges.
P. 74/75	12.53	11.19	Alexandropol.		8.57	6.26	P. 72/73
					6.28	4.28	G. 00/01
S. 12	11.21	2.02	Artafa.		6.27	9.28	S. 11
					3.38	6.57	P. 3
P. 4	10.36	1.47	Baku.		8.40	11.50	Pa. 5
Pa. 6	8.58	11.54			5.08	9.28	S. 11
S. 12	11.21	2.33	Batumi.		12.06	6.57	P. 3
					6.22	11.50	Pa. 5
S. 1	9.03	8.12	Vorhon.		11.58	10.42	S. 2
					6.55	8.20	Pa. 6
Pa. 5	12.28	1.34	Elisabethpol.		7.59	9.36	P. 4
P. 3	7.47	9.38			1.44	6.33	Pa. 7/8
Pa. 7/8	10.09	3.32	Eriwan.		3.52	8.58	Pa. 9/10
Pa. 9/10	2.58	8.31			3.37	9.28	S. 11
S. 12	11.21	4.56	Kars.		12.24	6.57	P. 3
					5.34	11.50	Pa. 5
P. 74/75	12.53	2.40	Sfandar.		12.56	6.26	Pa. 86
					10.25	4.28	G. 80/81
G. 78/79	11.48	6.05			5.26	6.26	P. 72/73
					3.22	4.28	G. 80/81
P. 74/75	12.53	2.32			4.47	6.26	P. 72/73
					2.45	4.28	G. 80/81
G. 78/79	11.48	1.33					

S. = Schnellzug; P. = Postzug; Pa. = Passagierzug; G. = gemischt Zug. — Von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens sind die Minuten unterstrichen.

Eine holländische Niemans **Agenten**
 Vertrieb eines saugbaren Artikels. Der
 bietet auch wenig erfahrenen Personen, ohne
 Nachentwurf,
 3000—4000 Rbl. Jahresverdienst.
 Angebote sind zu richten an Winterling und
 12517 So. Rotterdam, Holland. 3-2

Bekanntmachung.

Der Vorstand der Fortbildungsschule zu Helenendorf macht hiermit bekannt, daß neuzutretende Schüler und Schülerinnen für die I. Klasse und die im August neueroöffnende II. Klasse, ihre mündlichen und schriftlichen Anmeldungen bis zum 24. Mai d. J. beim Vorstand der Schule in Helenendorf: Pastorat, D. Oberpastor D. Wirden zu machen haben.

Aufgenommen werden in die I. Klasse: 1) ohne Examen Schüler und Schülerinnen, welche das Reifezeugnis einer normalen zweiklassigen Volksschule beibringen; 2) mit einer Prüfung, den 24. Mai a. c, die nicht ein entsprechendes Zeugnis haben.

Anmerkung: Die Aufnahme findet im Mai statt, damit diejenigen Schüler, welche in irgend einem Fach für zu schwach befunden werden, die Möglichkeit haben, sich im Laufe des Sommer zum Nachexamen im August vorbereiten zu können.

3) In die II. Klasse werden aufgenommen nur mit Prüfung und zwar alle Schüler die das Programm I. Klasse der Helenendorfer Fortbildungsschule, wie es in der „Kauf. Post“ veröffentlicht worden ist, durchgenommen haben oder dem entsprechende Kenntnisse sich angeeignet haben.

Bei der Aufnahme muß vorgezeigt werden: 1) Taufschein, 2) Abgangszeugnis einer Schule und 3) Impfschein. Beginn des Unterrichts den 26. August 1908.

Das Schulgeld beträgt jährlich 40 Rbl. P. S. Billige Kost und Unterkunft können auswärtige Zöglinge in Helenendorf genügend finden.

Der Vorstand.

Die Kaukasische Pharmazeutische Handelsgesellschaft
 in Tiflis, Hauptniederlage: Jewangulow-Str.
 Einzelverkaufsgeschäfte: 1. Am Erivan-Platz, 2. Michailoffstraße.
 Zweiggeschäfte in Baku und Batumi,
 empfiehlt ihr reichhaltiges Lager von hauswirtschaftlichen Artikeln, allen möglichen Apothekerwaren, chemischen Präparaten und Toiletteartikeln. 00-9

Sandfeld—Diamantfeld,

wenn es, gemischt mit Zement, auf den billigen, bestbewährten patentierten Maschinen G. Schulzes, Gießen, Deutschland, zu Dach- und Mauerziegeln verarbeitet wird. — Einfache hochlebende Industrie! Auskunft erteilt Ф. Штронайеръ г. Аккерманъ, Бесс. губ. 02-15



N^o 4711

PARFUM CORDIALE

ein neues herrliches
MODE-PARFUM
von unvergleichlicher
Fülle und Kraft.

Ferd. Mülhens,
Köln a/Rhein
Hoflieferant Seiner
Majestät des Kaisers.

ÜBERALL ZU HABEN.

91185 2-2

zur Schmelze, Schreiner, Schlosser,
Klempner etc. sowie komplette Werkzeuge
Einsparungen an p. i. e. h. i. r. Rheinische
Stahl- und Werkzeug-Fabrikation „De
lenumer“, Gustav Obermann & Kom
p. (Rheinland). 20-2

Werkzeuge

S. Schwetadse.

Augenarzt, früher Assistent an der Dorpat-Universitätsklinik,
Sprechstunden: Vorm. von 11-1 Uhr, Abends von 4-6 Uhr. Wera,
Olgastrasse Nr. 31, Haus Sarahsches. 0-15

Baltische 3419369240
308241910333

Frauen-Zeitschrift

Bereinsorgan der deutschen Frauenverbände
im Baltikum und im weiten Ausland.

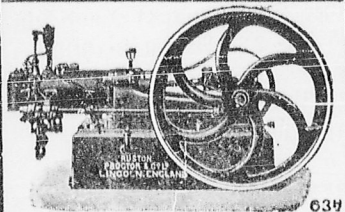
Abonnementspreis: für 12 Monatshefte: 5 Rubel jährl. mit
Zusendung.

Bestellungen und Geldtransfers sind zu adressieren:
Verlag und Redaktion — Elsbet Schütz
Riga (Rußland) — Albertstr. 5. 1-1

Weltverein.

Jedem nützlich! Keine Aufnahmegebühr. Prospekt
gegen Einsendung einer 10 R.-Marke franko von
d. Zentrale d. Weltvereins, München, Auenstr. 64 I

STUCKEN & K^o

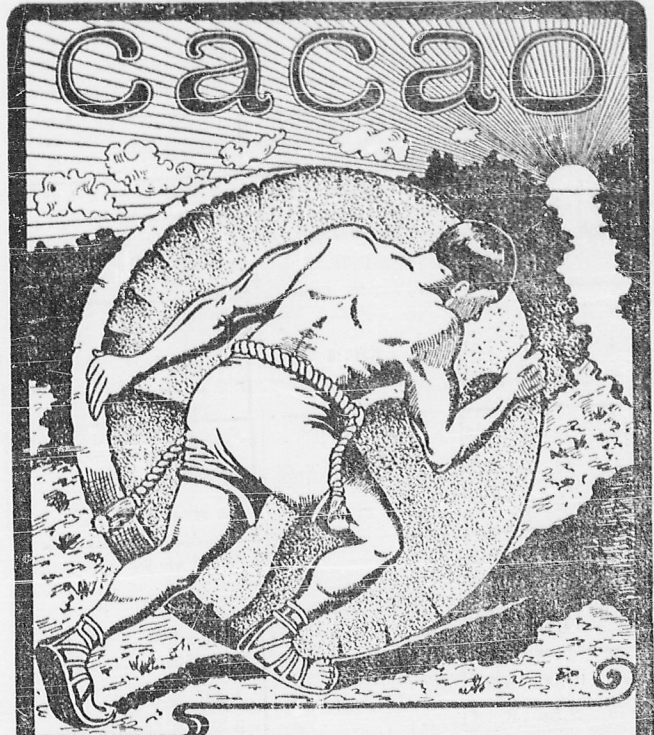


Baku

Grosses Lager von

- Petroleum-Motoren „RUSTON“
- Dampfmaschinen, Dampfkesseln,
- Dreschmaschinen, Locomobilen,
- Strassen-Locomotiven & Dampfpflügen,
- Bewässerungspumpen,
- Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,
- Oel-, Heu- & Baumwollpressen,
- Mühlen, Sägemühlen,
- Reis-Reinigungs-Maschinen
- „ENGELBERG“.

52-19



Das Doppelte an Arbeit

leistet man, wenn man anstatt Kaffee oder Thee
VAN HOUTENS CACAO TRINKT.
ER STÄRKT DIE NERVEN UND GIEBT **MUSKELKRAFT!**
Die hervorragendsten medizinischen Autoritäten haben den
VAN HOUTENS CACAO gelobt.
Überall zu haben. — Vermeidet Nachahmungen.
Alleinige Fabrikanten: C. J. Van Houten & Zoon, Weesp (Holland).

VAN HOUTEN.

Hauptniederlage beim Handelshause Hoebert de
Schwarzthal & Co., Odessa.